

Eberhard, Eugen

Beiträge zur Lehre vom Urteil

1893

Ph.sp. 227 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11878729-6

Ph.sp.

227

m

Ph. Sp. 227 m

Eberhard

Bayerische Staatsbibliothek



<36647610300013

S

Beiträge zur Lehre vom Urteil.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

der

philosophischen Fakultät der Universität Breslau

vorgelegt und nebst den angehängten Thesen

gegen die Herren Kandidaten des höheren Schulamts

Ernst Vogt und Wilhelm Remer

Dienstag, den 9. Mai 1893, Mittags 12 Uhr

verteidigt von

Eugen Eberhard.

Breslau.

Druck von G. Hoyer & Comp.

10



Vorbemerkungen.

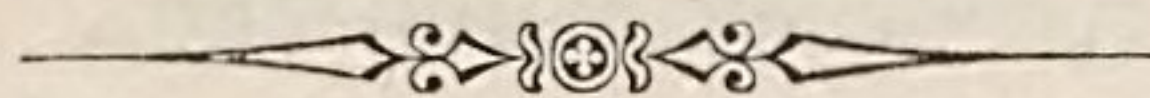
Die neueste Entwicklung der Logik hat ergeben, dass für den systematischen Aufbau dieser Wissenschaft die Lehre vom Urteil von grundlegender Bedeutung ist. Bevor man daran gehen kann, nach Bedingungen zu forschen, unter denen richtig geurteilt wird, muss man über das Wesen des Urteilens im klaren sein. Die vorliegende Abhandlung setzt sich den Zweck, in dieser Frage mit kritischer Anlehnung an einige der vorhandenen Theorien einen eigenen Standpunkt zu suchen. Wir glaubten uns dabei auf die Betrachtung des bejahenden Urteils beschränken zu dürfen, zumal mit einer abschliessenden Auffassung desselben meistens nicht zugleich zwingende Entscheidungsgründe dafür gewonnen sind, ob und in welchem Sinne sich die Verneinung auf das Prädikat oder auf die Kopula bezieht.

Unsere Ergebnisse lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Unter den Begriff des Urteils fällt jeder psychische Akt, bei welchem uns etwas in der Art gegenwärtig ist, dass es zugleich hinsichtlich seiner Wahrheit und Falschheit begutachtet wird.
2. Die Urteilsfunktion kann sich unabhängig von jedem sprachlichen Ausdruck vollziehen.
3. Sie besteht in der mit dem Bewusstsein der objektiven Notwendigkeit verbundenen Aufeinanderbeziehung zweier durch Aufmerksamkeit gesonderten Vorstellungen.

Inhalt.

	Seite
§. 1. Die Auffassung des Urteils als einer Verbindung oder Trennung von Begriffen	5
§. 2. Die Subsumtionstheorie	9
§. 3. Lotzes Lehre vom Urteil	17
§. 4. Wundts Auffassung der Urteilsfunktion	29
§. 5. Die Urteilstheorie Brentanos	34
§. 6. Die Kriterien des Urteils und sein Verhältnis zum Satze (Sigwart)	42
§. 7. Das Achten auf eine Beziehung zwischen zwei Be- wusstseinsinhalten als Bedingung für das Zustandekommen des Urteils	52
§. 8. Das Urteil als die mit dem Bewusstsein der objektiven Notwendigkeit verbundene Aufeinanderbeziehung zweier gesondert beachteten Vorstellungen	58



§. 1.

Die Auffassung des Urteils als einer Verbindung oder Trennung von Begriffen.

I. Als die beiden Arten oder Quellen der Erkenntnis pflegt man von alters her die Wahrnehmung und das Denken zu bezeichnen, letzteres in dem weiteren Sinne genommen, in welchem es die Reproduktion früherer Wahrnehmungen und die kombinatorische Thätigkeit der sinnlichen Phantasie mit umfasst. Vereinigen wir diese letzteren sich noch völlig in sinnlichen Inhalten bewegenden Geistesthätigkeiten mit der Wahrnehmung zum Begriffe des anschaulichen Vorstellens, so bildet das abstrakt begriffliche Denken den Gegensatz dazu. Nun schliesst offenbar jedes logische Urteil als ein Akt des Fürwahrhaltens von etwas eine (wenn auch nur vermeintliche) Erkenntnis in sich; sein Gegenstand, das ist derjenige Inhalt, an welchen sich das Gültigkeitsbewusstsein heftet, kann also nur anschauliche Vorstellungen oder Begriffe zu Elementen haben. Sinn und Vorstellung aber, so sagt man wohl, zeigen uns die Dinge blos, wie sie scheinen, nicht, wie sie sind, ihr wahres Wesen erfasse allein das reine Denken, indem es die konstitutiven Merkmale derselben im Begriffe zu abstrakter Einheit verknüpft. Wer in diesem Sinne *αἰσθησις* und *διάνοια*, Sinnlichkeit und Verstand, Vorstellen und Denken unterscheidet und etwa als niederes und höheres Erkenntnisvermögen oder als Vermögen der verworrenen und der deutlichen Erkenntnis einander gegenüberstellt, wird das Urteil im vollen Sinne des Wortes ausschliesslich für das letztere in Anspruch

nehmen. Die Definition des Urteils als „einer Verbindung oder Verknüpfung von Begriffen“ erscheint von diesem Standpunkte aus als die einfachste und allgemeinste. Werden die beiden verschiedenen Inhaltsverhältnisse berücksichtigt, welche in den bejahenden und den verneinenden Urteilen zwischen Subjekt und Prädikat obwalten, so entspringt die speciellere Erklärung, dass das Urteil in einer „Verbindung oder Trennung zweier Begriffe“ bestehe. Das bejahende legt seinem Subjektsbegriff ein diesem zukommendes Merkmal bei, das verneinende spricht die Unvereinbarkeit zweier Begriffe aus.

II. Die Unhaltbarkeit dieser Auffassung ist leicht zu erweisen.

1. Ist jedes Urteil eine Beziehung zwischen Begriffen, so fallen die Akte, durch welche Begriffe aus Anschauungen gewonnen, oder bereits erworbene Begriffe auf Anschauungen angewendet werden, ausserhalb des Rahmens der Urteilsfunktion. Nun hat der Unterschied von Wahrheit und Falschheit nur im Urteil seine Stätte; folglich könnten gerade die ersten, grundlegenden Schritte aller Erfahrungserkenntnis, bei welchen die Begriffe nicht wieder zu Begriffen, sondern zu Anschauungen in Beziehung treten, hinsichtlich ihrer objektiven Gültigkeit gar keine Beurteilung finden. Auch würde über die Richtigkeit eines reinen Begriffsurteils nicht seine Uebereinstimmung mit der Erfahrung zu entscheiden haben; denn der Beweis dieser Uebereinstimmung müsste auf einer Vergleichung unserer Begriffe mit Wahrnehmungsinhalten fussen, auf Urteilen also, deren eines Element wiederum kein Begriff wäre. Die einzige Anforderung, welche eine Behauptung zu erfüllen brauchte, um wahr zu sein, bestände vielmehr bloss in der formalen Vereinbarkeit ihrer Begriffe, darin, dass das Subjekt keine Bestimmung enthielte, die dem Prädikat widerspräche. Auf diese Weise wäre jeder Wissenschaft von Thatsachen der Boden, der Anschluss an das zu erkennende Objekt entzogen; sie würde in der Luft schweben und lediglich auf Begriffskonstruktionen beschränkt sein,

über deren Erkenntniswert sie gar keine Rechenschaft zu geben vermöchte.

Auch die Methode dieser Begriffswissenschaft wird durch die Verbindungstheorie vorgezeichnet. Fügt das Urteil dem Subjektbegriff eine neue Prädikatsbestimmung hinzu, so bereichert es den Inhalt und verengert den Umfang desselben. Es erzeugt also durch logische Determination einen dritten Begriff, welcher von speziellerer Natur ist als die beiden, deren Verschmelzungsprodukt er darstellt. Da sich der nämliche Vorgang in allen unser Wissen erweiternden Prädikationen wiederholt, führt der Weg der gesamten Erkenntnis vom Allgemeinen auf das Besondere. Die obersten Begriffe, von denen die Deduktion letztthin ihren Ausgang zu nehmen hätte (etwa die Attribute Gottes), dürften sich weder aus anderen Begriffen mittels des gleichen Verfahrens ableiten lassen, noch könnten sie nach dem oben Gesagten ihre Gültigkeit auf die Erfahrung gründen. Es wird mithin die Annahme notwendig, dass wir dieselben als einen fertigen, angeborenen Besitz unseres Geistes zum Erkenntnisgeschäfte bereits mitbringen.

Es ergibt sich, dass die Auffassung des Urteils als einer Verbindung von Begriffen die falschen Voraussetzungen der rationalistischen Erkenntnislehre zur Grundlage hat und folglich ebenso unzulänglich ist wie diese.

2. Ohne Zweifel spielen die Behauptungen, welche sich nur auf begriffliche Relationen erstrecken, eine wichtige Rolle; aber die Möglichkeit der Welterkenntnis ist dadurch bedingt, dass auch solche Denkopoperationen den Namen von Urteilen verdienen und eine Kritik ihrer Gültigkeit zulassen, welche an das Reale in der Gestalt anknüpfen, in der es uns allein unmittelbar gegenwärtig ist: in der Gestalt äusserer und innerer Wahrnehmungen. Schon in den einfachen Urteilen des Benennens und Erkennens: „Dies ist ein Sextant“, „Dieser Ton ist das c^1 “, ist das Subjekt nicht ein Begriff („Dies“, „Dieser Ton“), sondern der erlebte Wahrnehmungsinhalt selbst ist beide Male das, wovon ausgesagt wird. Da das Demonstrativum („Dies“) dem wirk-

lichen, logischen Subjekte inhaltlich ganz disparat ist und nur den Zweck hat, auf dasselbe hinzuweisen, so kann es da fehlen, wo jeder Hinweis überflüssig oder durch eine bloße Geberde ersetzt wird. Auch kurze benennende Ausdrücke, wie „Die Kraniche des Ibykus!“, „Herr N. N.“ (bei der Ceremonie des Vorstellens), wo ein begriffliches Subjekt weder ausgesprochen noch gedacht wird, lässt die moderne Logik unbedenklich als Urteile gelten.

3. Zum Vollzuge eines Urteils veranlasst uns entweder der selbständige Verlauf des eigenen Denkens, oder es tritt uns, hörbar oder sichtbar fixiert, eine fremde Behauptung entgegen, deren Sinn wir uns verständlich machen. Zur ersteren Art gehören die Urteile, in denen Inhalte der Wahrnehmung erkannt und benannt werden. Sie genügen, wie wir sahen, der Anforderung nicht, welche die hier bestrittene Lehre an die Beschaffenheit des Subjekts und Prädikats stellt. Diejenigen hingegen, welche auf dem Wege der Mitteilung in uns entstehen, lassen sich in der That sowohl dem Material wie der Funktion nach als begriffliche Synthesen bezeichnen. Höre oder lese ich die Beschreibung einer Pflanze, eines Gebäudes, einer Persönlichkeit oder dergleichen, so komme ich zum vollen Verständnis des Percipierten dadurch, dass ich die Wortbedeutungen reproduciere und zu einem Ganzen vereinige.

Diese beschränkte Gültigkeit der Verbindungstheorie erklärt sich aus einer unzureichenden Untersuchungsmethode. Falls nämlich der Satz den inneren Urteilsvorgang vollständig zum Ausdruck bringt, lässt sich dieser Vorgang aus der gegebenen Aussage ebenso vollständig wieder herauschälen. Man glaubt sich deshalb bei der Erforschung des Urteilsaktes nicht, wie sonst bei seelichen Erscheinungen, auf die schwierige Selbstbeobachtung angewiesen, sondern hält sich an den Satz, der eine bequeme objektive Betrachtung gestattet. Nun ergibt sich der Sinn eines Satzes aus der Bedeutung der Wörter, die er prädikativ vereinigt. Das Wort vertritt, für sich betrachtet, einen Begriff. Wie der Satz daher eine Verbindung von Worten, so ist das

Urteil eine Verbindung von Begriffen. Das ist der methodologische Standpunkt, welcher sich auch hinter dem grammatischen Subjekte „es“ des unpersönlichen Urteils einen entsprechenden logischen Inhalt zu entdecken abmüht. Er bindet das Urteil ohne weiteres an die Sprache und giebt der ganzen Logik eine grammatisierende Richtung, wie sie z. B. in der jüngsten Vergangenheit an Prantl einen entschiedenen Verteidiger hatte. „Indem wir Denken und Sprechen nicht von einander trennen können,“ sagt P. in seinen „Reformgedanken zur Logik“, „gilt uns jeder Satz für die Logik als ein Urteil, und jedes aus dem Satze hervorgehobene und bewusst fest gehaltene Wort — als Begriff . . .“ Der Logik wird nicht die Aufgabe gestellt, das Urteil zu untersuchen, sofern es sich als lebendiger Denkakt in uns abspielt; es wird nicht gefragt, was wir in Wirklichkeit thun, wenn wir urteilend einen Satz aussprechen, sondern was unter den mitgeteilten Worten vom Hörer oder Leser gedacht werden solle. Offenbar aber ist für das Wesen des Urteils nur der thatsächliche Bewusstseinszustand des Urteilenden massgeblich, und eben über diesen giebt der Satz keinen absolut zuverlässigen Aufschluss. Die Einsicht, wie weit Satz und Urteil, überhaupt Sprachliches und Gedankliches übereinstimmen, setzt die gesonderte Untersuchung des Denkens voraus.

§. 2.

Die Subsumtionstheorie.

II. Die verbreitetste Ansicht sucht das Wesen des Urteils darin, dass es den Subjektsbegriff unter das Prädikat subsumiere, d. h. als eine Art der durch das Prädikat bezeichneten Gattung erkenne. Bevor wir diesen Grundgedanken und die davon unzertrennlichen Voraussetzungen der Prüfung unterziehen, scheiden wir zwei Annahmen aus, die man zwar gewöhnlich mit der Subsumtionstheorie verbunden findet, deren Widerlegung indessen das Princip selbst noch nicht umstösst. Die erste derselben besagt, dass das

Subordinationsverhältnis zwischen den materialen Bestandteilen unmittelbar ein Verhältnis der Umfänge sei. Allein wenn unter dem Umfange eines Begriffs die Gesamtheit seiner Arten zu verstehen ist, so giebt es Begriffe (Spinozas Substanzbegriff, die Zahlen, die Identität im strengen Sinne u. s. w.), bei denen von einem Umfange füglich nicht die Rede sein kann, die sich aber als unterste Arten sehr wohl zu Subjekten von Subsumtionsurteilen eignen, und auch da, wo Begriffe, die einer weiteren Determination noch fähig sind, allgemeineren untergeordnet werden, trifft die Aussage unmittelbar nur den Inhalt, und den Umfang lediglich, sofern er durch jenen bestimmt ist. Nicht die Arten des Kreises oder der Spinnen u. s. w. will ich als Arten der Kegelschnitte oder der Insekten bezeichnen, wenn ich urteile, dass der Kreis ein Kegelschnitt, die Spinne ein Insekt ist u. s. w., sondern nur die Subjekte selbst, d. h. ihrem Inhalte, der Einheit ihrer Merkmale nach. Der Inhalt ist eben überall dasjenige, was zur Subsumtion berechtigt, nicht die Besonderheiten der Unterarten, an welche wir beim Aussprechen des Satzes weder zu denken brauchen noch pflegen, die wir vielleicht nicht einmal kennen. — Mit der eben erwähnten Annahme hängt die zweite zusammen, laut welcher als Elemente des Urteils nur Begriffe fungieren können, weil sie ja allein einen logischen Umfang haben. Wäre das in der That eine wesentliche Voraussetzung der Subsumtionstheorie, so unterläge diese demselben Bedenken, welches wir im vorigen Paragraphen aus gleichem Anlass gegen die Verbindungstheorie erhoben: sie raubte uns die Möglichkeit, den unmittelbar gegebenen Stoff der Erfahrung urteilsmässig zu verarbeiten . . . Aber wie schon §. 1,2 bemerkt wurde, liefert auch die Wahrnehmung unseren Aussagen die Materialien, und auch die anschaulichen Inhalte stehen, wenigstens soweit wir sie durch irgendwelche jedenfalls ohne Mitwirkung der Sprache und der Begriffe vollziehbare psychologische Synthesen zu Vorstellungen bestimmter einzelner Dinge, Eigenschaften etc. kategorial geformt haben, mit höheren Begriffen im Subordinationsverhältnis.

Bei einigen Logikern endlich tritt die Subsumtionstheorie als Hilfshypothese auf. Dieselben sehen zwar in der Subsumtion der Begriffssphären nicht die ursprüngliche Leistung der Urteilsfunktion, halten aber eine Umformung aller Urteile in subsumtive für möglich und um der mancherlei Vorteile willen für empfehlenswert, welche daraus namentlich der Technik der Folgerungen und Syllogismen erwachsen.

II. In kritischer Absicht haben wir folgendes zu bemerken:

1. Eine notwendige Voraussetzung der Subsumtionstheorie ist die, dass das Subjekt und das Prädikat eines Urteils der nämlichen Kategorie angehören; denn nur zwischen Inhalten derselben Klasse des Seienden kann ein Subordinationsverhältnis statthaben. Allein ganze Urteilsgruppen scheinen, mindestens ihrem Wortlaute nach, diese Bedingung nicht zu erfüllen. Ueberall, wo von einem Dinge dessen Eigenschaften, Thätigkeiten oder Relationen ausgesagt werden (der Baum ist grün, treibt Früchte, steht vor dem Hause), lässt sich das Subjekt nicht ohne weiteres unter den Prädikatsbegriff, das Objekt nicht unter die ihm beigelegten accidentiellen Bestimmungen als deren Art subsumieren. Die strenge Subsumtionstheorie ist deshalb zu der Annahme gezwungen, dass hier der Satz das wahre Prädikat unvollständig wiedergiebt, und dass wir in Wahrheit zum grammatischen Prädikat die Kategorie des Subjekts stillschweigend hinzudenken. In diesem Falle müsste uns aber ein Eigenschafts-, Thätigkeits- oder Beziehungsurteil, so umgewandelt, dass die dahinter vermutete Subsumtion in der sprachlichen Form zum Vorschein kommt, als der natürliche und angemessene Ausdruck dessen erscheinen, was wir im Grunde auszusagen beabsichtigten; der Ausfall der Probe wird indessen durch seine Künstlichkeit den Widerspruch jedes Unbefangenen herausfordern: der Baum ist eine Art der grünen, der Früchte treibenden, der vor dem Hause stehenden Dinge.

2. Hiermit ist jedoch die blosse Möglichkeit der Umformung aller Urteile in begriffliche Subsumtionen noch nicht aufgehoben. Die Logiker, welche diese Umformung für

statthaft halten, stützen die Berechtigung dazu in der Regel auf die sogenannte kategoriale Verschiebung der Begriffe, durch welche jeder der materialen Urteilsbestandteile erforderlichenfalls in die Kategorie des anderen übergeführt werden könne, so im Benennungsurteil: „Dies ist eine Rose“, das Relationssubjekt in die Kategorie des Prädikats, in dem Tätigkeitsurteil: „Der Vogel singt“, umgekehrt das Prädikat in die Kategorie des Subjekts. Vermöchte aber die kategoriale Verschiebung allen Eigenschafts-, Vorgangs- und Beziehungsbegriffen ohne weiteres den Charakter von Objektsbegriffen aufzuprägen, so würden die Kategorien ihre rechtmässige Bedeutung, die obersten Gattungen des Realen zu sein, deren einer mit Ausschluss der übrigen im entwickelten Bewusstsein jeder vorgestellte Inhalt angehört, verlieren und vielmehr die verschiedenen unserem Belieben anheimstehenden Weisen und Richtungen angeben, nach denen wir einen und denselben Gegenstand ohne Rücksicht auf seine Beschaffenheit betrachten dürften. Auf der letzteren Auffassung scheinen die bezüglichen Betrachtungen Wundt's zu beruhen. Nach ihm (Logik I. S. 170) ist das Subjekt eines Urteils stets ein unmittelbarer oder durch kategoriale Verwandlung entstandener Gegenstandsbegriff. Soll zwischen den materialen Bestandteilen eine bestimmte Relation bestehen, so muss mithin das Prädikat ein Gegenstandsbegriff sein oder nötigenfalls dazu umgestaltet werden, und wenn er nun letzteres bei allen Begriffen für möglich hält und (S. 188) z. B. „Gang“ und „Lage“ ausdrücklich als die Gegenstandsbegriffe von „gehen“ und „liegen“ bezeichnet, so fällt ihm augenscheinlich die logische Funktion seiner obersten Kategorie mit der grammatischen Funktion des Substantivs, und die Ueberführung eines Inhalts in die Klasse der Gegenstände mit der Substantivierung des entsprechenden Wortes zusammen. Als blosser Substantivierung gedacht, wäre die kategoriale Verschiebung zwar eine völlig einwandfreie, aber auch lediglich eine sprachliche Verfahrungsweise. Der Begriff rot kann wohl in den der Röte, die Begriffe des Singens und Gehens wohl in die des Ge-

sanges und des Ganges verwandelt werden, aber freilich — ohne dass zugleich die reale Kategorie und damit die wesentlichste Grundbestimmung derselben preisgegeben wird. Leistet jedoch die kategoriale Verschiebung nichts weiter als dies, so ist sie auch zu dem Dienste untauglich, mit dem sie hier betraut wird. Mag ich im Prädikat eines Urteils das Adjectivum rot oder das Substantivum Röte, mag ich eine Verbalform von gehen oder den Gegenstandsbegriff Gang denken: jedenfalls eignen sich alle diese Bestimmungen gleich wenig dazu, wirkliche Objektsbegriffe, eine Rose, ein gehendes Wesen u. s. f. in den Inbegriff ihrer Arten aufzunehmen. Wenn sich daher alle Urteile in Subsumtionen verwandeln liessen, so wäre das nicht einer kategorialen Begriffsverschiebung zu danken, sondern einer anderweitig zu rechtfertigenden Ergänzung des Prädikats durch die erforderliche Kategorie oder richtiger der Ersetzung des accidentiellen Prädikats durch einen Objektsbegriff, welcher die betreffende Bestimmung zum Merkmal hat. Den Namen einer kategorialen Verschiebung verdiente dieses Verfahren nicht; denn wenn ich den Begriff rot zu dem des roten Dinges erweitere, so wird dadurch die Eigenschaftsbestimmung ihrer anfänglichen Kategorie nicht entfremdet.

3. Formell möglich ist nun diese kategoriale Veränderung stets; sachlich rechtfertigen liesse sie sich nur, wenn sie den logischen Gehalt der Aussage nicht beeinträchtigte, d. h. schliesslich, wenn die Subsumtion des Subjekts unter das Prädikat bereits vor der Umformung den eigentlichen Kern des Gedankens bildete. Dem widerstreiten jedoch die Konsequenzen, welche daraus fliessen, nicht minder als die faktische Bewusstseinsrepräsentation. Wenn in unseren Urteilen nur immer wieder und wieder engere Begriffe weiteren untergeordnet würden, so müsste die Subordinierung als der Hauptzweck alles Denkens, eine systematische Klassificierung des Vorgestellten mithin als das Endziel der Wissenschaft gelten, und der Wert einer jeden Prädikation wäre lediglich an ihrer klassifikatorischen Bedeutung zu messen. Wissenschaftlich befriedigend ist aber nur die

natürliche Einteilung, welche die Dinge nach wesentlichen, nicht nach nebensächlichen oder zufälligen Aehnlichkeiten gruppiert und jedes an seinen systematischen Ort stellt. Nun pflegt in den Urteilen, welche von einem Objekte einzelne Eigenschaften, Thätigkeiten oder gar mit der Zeit wechselnde Relationen aussagen, das kategorial ergänzte Prädikat nicht der natürliche Gattungsbegriff des Subjekts zu sein, indem er einerseits nicht lauter damit verwandte, sondern zum Teil ganz verschiedenartige Gegenstände unter sich befasst und andererseits demselben Subjekt nur unter gewissen Umständen, unter anderen nicht zuzukommen braucht. Solche Sätze müssten daher als missglückte Klassifikationsversuche und den wirklichen Subsumtionsurteilen gegenüber als minderwertige, unreife Produkte erscheinen. Der Sachverhalt bestätigt diese Folgerungen nicht. Ein erheblicher Teil unserer Denkhätigkeit geht nicht auf die Feststellung logischer Beziehungen, sondern auf die Erforschung objektiver Thatbestände aus, und eben den Eigenschafts-, Vorgangs- und Beziehungsurteilen fällt die Aufgabe zu, uns über die Natur des Seienden zu orientieren; diese aber setzen die kategoriale Uebereinstimmung der auf einander bezogenen Inhalte so wenig voraus, dass sie dieselbe vielmehr ausschliessen. Sofern ein accidentieller Begriff (elastisch) mit keinem Objektsbegriff (elastisches Ding) identisch ist, kann man ein Urteil (Stahl ist elastisch), welches einer Substanz ein Accidens zuspricht, nur durch materiale Veränderung des Prädikats in ein subsumtives verwandeln. Die kategoriale Ergänzung gestaltet somit streng genommen das ursprüngliche Urteil nicht formell um, sondern sie substituiert ihm ein ähnliches, leicht damit zu verwechselndes. Es ergibt sich daher, dass die Umdeutung gewisser Urteile in subsumtionelle auf eine gewaltsame Entstellung ihres Sinnes hinausläuft.

4. Aber selbst wenn die kategoriale Verschiebung keinen Hindernissen begegnete und auch diejenigen Urteile, welche ihre materialen Bestandteile gemäss den realen Beziehungen der Inhärenz, der Dependenz, des Neben-, des Nacheinander

u. s. w. verknüpfen, unbeschadet ihres Sinnes in Aussagen über logische Begriffsrelationen umzustempeln erlaubte, würde sich die Subsumtionstheorie dennoch der Einseitigkeit schuldig machen. Man sollte erwarten, dass ein Standpunkt, welcher überhaupt erst einmal das Wesen des Urteils in der Herstellung oder Erkennung einer logischen Inhalts- oder Umfangsbeziehung erblickt, principiell ebenso viele Arten der Prädikation unterscheiden werde, als die Logik von einander unabhängige Begriffsverhältnisse statuiert. Sofern nun die Subsumtionstheorie in allen Urteilen dieselbe Relation ausgesprochen glaubt, begeht sie den Fehler, eine Wahrheit von nur beschränkter Gültigkeit widerrechtlich zu verallgemeinern, es sei denn, dass sich auf diese Relation die übrigen als ihre Arten zurückführen lassen.

Je nachdem wir einem Begriffe einen Teil oder die Gesamtheit seiner Merkmale als Prädikat beilegen, gewinnen wir ein subsumtives oder ein identisches Urteil. So erschiene in der That die Aequipollenz als Sonderfall der Subordination. Allein die Gleichartigkeit liegt nur in dem zuletzt auf einer inhaltlichen Vergleichung fussenden Verfahren, welches je nach dem Grade der Uebereinstimmung bald zur Subordinierung, bald auch zur Identificierung führen kann. Daraus folgt aber nicht, dass die Identität eine besondere Art der Subordination ist. Mit gleicher Befugnis könnte die letztere als partielle Identität, als Sonderfall der Aequipollenz bezeichnet werden. Auch die Unterschiede des spitzen, rechten und stumpfen Winkels kann man auf einem und demselben Wege der Drehung eines beweglichen Schenkels gegen einen festen entwickeln, ohne dass sie deshalb aufhörten, disjunkt zu sein. Identität und Subordination im strengen Sinne der termini bestehen entweder voll und ganz oder gar nicht. Decken sich zwei Begriffe, so können sie sich nicht gleichzeitig wie Art und Gattung verhalten. Mag man die verschiedenen Begriffsrelationen mittels einer Vergleichung der Inhalte oder der Umfänge aufsuchen, immer erscheinen sie als die koordinierten Glieder einer nach einheitlichem Princip vorgenommenen Einteilung, die sich auf einander ebenso-

wenig reducieren lassen wie die Glieder irgend einer andern Division.

Während endlich die Identität des Prädikates mit dem Subjekte auf dem Boden der Subsumtionstheorie nicht als eine beabsichtigte, sondern als eine der Unterordnungstendenz des Urteilens direkt zuwiderlaufende Folge der zufälligen Beschaffenheit des gewählten Prädikates angesehen werden müsste, ist sie, zumal bei der Definition, das Ergebnis eines zielbewussten Verfahrens, welches sich eben nicht mit der blossen Subsumierung des Subjekts unter das *genus proximum* begnügt, sondern durch Hinzufügung der spezifischen Differenz die Aequipollenz beider Begriffe planmässig zu erzwingen strebt.

5. Häufig wird zu Gunsten der Subsumtionstheorie geltend gemacht: Es könne wohl der Umfang des Prädikats mit dem des Subjekts zusammenfallen; das sei aber aus der blossen Form des Urteils nicht zu ersehen. Aus dieser gehe vielmehr mit Sicherheit nur hervor, dass das Subjekt dem Artenkreis des Prädikats eingereiht werde, wesshalb sich selbst ein Identitätsurteil nach allgemeiner Regel nur partikulär convertieren lasse. Allein die allen Urteilen gemeinsame Form „S P“ lässt an sich nichts weiter erkennen, als dass dem Subjekt S ein Prädikat P beigelegt wird; über den tieferen logischen Sinn der Prädicierung unterrichtet sie uns in keiner Hinsicht. Um diesen Sinn dem Standpunkte der Subsumtionstheorie gemäss auffassen zu dürfen, muss man die beiden von uns bestrittenen, mit der blossen Form der Aussage keineswegs gegebenen Voraussetzungen machen, einmal, dass das Urteil nur logische Beziehungen zwischen Begriffen, nicht auch zuweilen reale Beziehungen zwischen Dingen und deren Accidentien auszusprechen bezwecke, sodann, dass das Verhältnis des Begriffs zum Merkmal *eo ipso* auf das der Subordination zu deuten sei.

6. Um ein Subsumtionsurteil mit dem Bewusstsein seiner Gültigkeit vollziehen zu können, müssen wir sicher sein, dass die im Prädikat vereinigten Merkmale dem Inhalt des

Subjekts auch wirklich angehören. Solange ich nicht weiss, dass Gold gelb ist, sind für mich beide Begriffe völlig disparat, nicht subordiniert. Ein Subsumtionsurteil „S ist P“ wird erst möglich, nachdem ein Denkakt vorausgegangen ist, durch welchen P in den Merkmalkomplex von S aufgenommen wurde. Dieser Denkakt schliesst eine Erkenntnis ein und ist somit ein Urteil, ja sogar das primäre gegenüber dem subsumtiven, welches im Grunde nur eine schon erworbene Erkenntnis analytisch entwickelt.

§. 3.

Lotzes Lehre vom Urteil.

Urteile, deren Subjekte und Prädikate unter verschiedene Kategorien fallen, fügten sich den Forderungen der Subsumtionstheorie nur, wenn man annahm, dass der gemeinte Gedankengehalt in solchen Sätzen nicht zum erschöpfenden Ausdruck gelange. Geschieht in der Berufung von dem Wortlaute der Aussage auf ihren eigentlichen Sinn noch ein weiterer Schritt, so steht man vor der Behauptung, dass sich hinter dem abweichenden Ausdrucke der Gedanke völliger Identität des Subjekts mit dem Prädikate verberge. Schon im Altertum aufgestellt und zu skeptischen Folgerungen ausgebeutet, hat diese Hypothese neuerdings, namentlich in England zahlreiche Freunde gewonnen. Unter den neueren deutschen Logikern ist Lotze*) ihr Anwalt geworden, dessen Lehre wir hier wiedergeben und besprechen wollen.

I. Ein einheitlicher Plan beherrscht seine Darstellung der reinen Logik: Der Mensch steht mit seinem Erkenntnis-triebe dem Gewirr des Erfahrungsstoffes gegenüber und sucht sich denselben verständlich zu machen, d. h. das blosse Zusammensein des Mannigfaltigen als Zusammengehörigkeit zu begreifen. Die Formen der Vorstellung, des Begriffs, des Urteils und des Schlusses, welche er sich bei dieser

*) Syst. d. Ph., 2. Aufl., S. 57 ff.

Arbeit schafft, bilden eine Stufenreihe immer erfolgreicherer Versuche zur Lösung der gestellten Aufgabe. Den tatsächlichen Hergang dieser Entwicklung mit ihren einzelnen Phasen zu schildern, ist Sache der Psychologie; die Logik will darthun, wie auch im schon gereiften Denken das Bedürfnis der vollkommeneren Erfassung eines gegebenen Inhalts seine Ausprägung in einer vollkommeneren Gestalt gebietet. Indem nun der allgemeine Gesichtspunkt auch innerhalb der Urteilslehre Platz greift, entwickelt Lotze die verschiedenen Urteilsformen systematisch als Glieder einer Reihe von Denkhandlungen, deren jede durch den von ihr unbewältigten Rest ihrer Aufgabe den Eintritt der nächstfolgenden begründet.

Ueber dem vorwiegenden Interesse des Philosophen an den inneren Unterschieden der einzelnen Urteilstypen ist die Betrachtung der allen Urteilen gemeinsamen Funktion etwas kurz ausgefallen. Jedes Urteil, heisst es etwa im Sinne einer Definition, will ein Verhältniss zwischen den Inhalten zweier Vorstellungen, aber nicht ein Verhältniss dieser beiden Vorstellungen aussprechen. Subjekt des Urteils: Gold ist gelb, ist weder das Wort noch die Vorstellung Gold, sondern das Gold selbst; denn nur von diesem kann das gelb prädicirt werden. Die Vorstellung des Gelben ist nicht in demselben Sinne eine Eigenschaft der Vorstellung des Goldes, in welchem gelb eine des Goldes ist. Zwischen den Vorstellungen besteht lediglich die psychologische Verbindung der Association und das monotone Subordinationsverhältniss. Nur zwischen den Inhalten ist eine logische Kopula denkbar, und es giebt nur soviel wesentlich verschiedene Urteilsformen, als es wesentlich verschiedene Bedeutungen der Kopula, d. h. Nebengedanken giebt, die wir über die Art der Verknüpfung des Subjekts mit seinem Prädikat uns machen und in der syntaktischen Form des Satzes mehr oder minder vollständig zum Ausdruck bringen. Die bekannte Einteilung der Urteile nach der Relation in kategorische, hypothetische und disjunctive ist demgemäss auch der Grundstock der Lotzeschen Klassifizierung.

a.) Die erste Urteilshandlung bekundet der impersonale Satz. Durch einen Versuch der Zweigliederung einer an sich ungeschiedenen Wahrnehmungsvorstellung verrät er die Voraussetzung des Denkens, alles, was Inhalt einer Wahrnehmung sein wolle, sei nur als Prädikat an einem Subjekt zu denken. Aber er ist nicht imstande, dem Subjekt einen bestimmten Inhalt zu geben, und deutet nur die leere Stelle desselben an und das Bedürfniss, sie auszufüllen. Dieses „es“ kann nur als gemeinsames Subjekt gedacht werden, an welchem alle verschiedenen Erscheinungen als Prädikate hängen, oder aus dem sie hervorgehen; es bezeichnet den allumfassenden Gedanken der Wirklichkeit, die bald so, bald anders gestaltet ist.

Die logische Form nun, in welcher das unbestimmte „es“ des impersonalen Urteils durch ein bestimmtes Subjekt ersetzt wird, ist das kategorische Urteil von der Form S ist P. Allein diese schlechthinnige Verbindung zweier Begriffsinhalte, so dass der eine unmittelbar der andere sei und doch auch wieder nicht sei, beide vielmehr einander als verschieden gegenüber bleiben, ist eine im Denken ganz unausführbare, dem Princip der Identität widerstrebende Beziehung. Durch die Kopula des kategorischen Urteils, das einfache „ist“, lassen sich überhaupt zwei verschiedene Inhalte nicht verknüpfen; sie müssen entweder ganz in einander fallen oder ganz getrennt bleiben, und das unmögliche Urteil: S ist P, löst sich in die drei anderen auf: S ist S, P ist P, S ist nicht P. Die zahllosen kategorischen Urteile lassen sich nur durch den Nachweis rechtfertigen, dass sie etwas ganz anderes meinen, als sie ausdrücken, und dass sie, wenn man hervorhebt, was sie meinen, in der That so identische Urteile sind, wie sie der Satz der Identität verlangt.

b) Dies verrät sich zunächst in den sogenannten partikularen Urteilen, welche die allgemeine Geltung der Verbindung von S und P durch quantitative Bezeichnungen des Subjekts, durch adverbiale, Orts- oder Zeitbestimmungen, durch das Tempus des Verbums oder sonst irgendwie auf

besondere Fälle einschränken. Ergänzt man ausdrücklich, was durch diese partikularisierenden Nebengedanken angedeutet ist, so findet man, dass das wahre Subjekt nicht in dem Allgemeinbegriff S, sondern in einem Beispiel Σ desselben, das wahre Prädikat nicht in dem allgemeinen P, sondern in einer besonderen Modifikation Π desselben, dass endlich die behauptete Beziehung nicht zwischen S und P, sondern zwischen Σ und Π besteht und keine synthetische mehr, ja nicht einmal eine analytische, sondern geradezu eine identische ist. Das erläutert Lotze an fünf Beispielen: Einige Menschen sind schwarz, der Hund säuft, Cäsar ging über den Rubiko, die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, $7 + 5 = 12$. Das wahre Subjekt des ersten dieser Sätze ist nicht der Allgemeinbegriff Mensch — denn nicht er ist ja schwarz —, sondern einige Einzelmenschen, nämlich diejenigen bestimmten, welche schwarz sind, kurz die Neger. Ebenso meint das Prädikat nicht die allgemeine Schwärze, sondern die bestimmte, die an menschlichen Körpern vorkommt. Der völlige Sinn des Urteils ist also: Einige Menschen, unter denen jedoch nur die schwarzen Menschen zu verstehen, sind schwarze Menschen. Es ist dem Inhalte nach identisch und nur der Form nach dadurch synthetisch, dass ein und dasselbe Subjekt von verschiedenen Gesichtspunkten aus bezeichnet wird, einmal als schwarze Menschen im Prädikat, ein andermal als Bruchteil aller Menschen im Subjekt. Die kategorischen Urteile sind mithin im Gebrauche zulässig, weil sie als partikulare gedacht werden, als solche aber schliesslich identische sind. Allein durch diese Entscheidung wird der wesentliche Charakter des Urteils, ein wechselseitiges Verhältnis zwischen den einzelnen Bestandteilen S und P seines Inhalts zu behaupten, wieder aufgehoben, sofern das Ganze dieses Inhalts schon im Subjekt zusammengedrängt wird.

Gegen dieses Scheitern seiner Absicht wehrt sich das Denken durch die Umwandlung des partikularen Urteils in das hypothetische: Wenn S ein Q ist, so ist S ein P. Die Ergänzungen, durch welche jenes ausgesprochene S

erst zu dem wahren Subjekt Σ des nun identischen Urteils wurde, erscheinen jetzt als der sachlich gültige Grund der Prädicierung, als die Bedingungen, durch deren Einwirken oder Hinzutreten der Inhalt des S so beeinflusst wird, dass ein früher ihm fremdes P ihm jetzt in Uebereinstimmung mit dem Identitätsprincip zugehört. Das Recht, die ergänzenden Nebenbestimmungen in Bedingungen umzudeuten, liegt in der zwar nicht denknotwendigen und beweisbaren, aber dem Denken zweckmässigen und durch den vereinigten Eindruck aller Erfahrungen bestätigten Voraussetzung, dass die Gesamtheit aller denkbaren und wirklichen Inhalte eine nicht bloß zusammenseiende Summe, sondern ein zusammengehöriges Ganze sei. Ueber das reale Band dieses kausalen Zusammenhanges nachzugrübeln, ist Aufgabe der Metaphysik. Die Logik hat nur zu zeigen, wie aus der Verbindung zweier Denkinhalte S und Q die Notwendigkeit entsteht, auch einen dritten Inhalt P, und zwar in bestimmter Beziehung zu S zu denken. Der Satz vom zureichenden Grunde, durch die Formel $A+B=C$ symbolisiert, giebt uns Aufschluss über diese Notwendigkeit. Nennen wir $A+B$ den Grund und C die Folge, so sind Grund und Folge völlig identisch, und der eine ist die andere. Wenn wir mit der Vorstellung A des Pulvers die Vorstellung B der hohen Temperatur des glühenden Funkens verbinden, mithin in A das Merkmal der gewöhnlichen Temperatur durch das der erhöhten B ersetzen, so ist dieses $A+B$ die Vorstellung C des explodierenden Pulvers.

c) Es muss einen Grundsatz geben, der es uns erspart, in jedem Einzelfall von neuem die Erfahrung zu befragen, welche A, B und C als Grund und Folge zusammengehören. In jedem Subjekt, in welchem $A+B$ als Merkmal enthalten ist, begründet dies $A+B$ dieselbe Folge C. Fassen wir nun $A+B$ unter der Bezeichnung M als einen Allgemeinbegriff, unter welchen S untergeordnet ist, so können wir den gefundenen Grundsatz so ausdrücken, dass von jedem Subjekt dasjenige Prädikat behauptet werden darf, welches durch den ihm übergeordneten Gattungsbegriff gefordert

wird. Diese Ueberzeugung spricht sich in dem quantitativ unbezeichneten Satze, dem generellen Urteile, aus: Der Mensch ist sterblich, die Sünde ist strafbar. Aber nicht der Gattungsbegriff M ist hier das wahre logische Subjekt; nicht der allgemeine Mensch ist sterblich, sondern der einzelne S. Das generelle Urteil ist also eigentlich ein im Ausdruck verkürztes hypothetisches: Wenn S ein M ist, so ist S ein P.

Ein neuer Schritt wird notwendig. Das Individuum besitzt das Merkmal P seiner Gattung M nicht in der Allgemeinheit, in welcher dieses nach dem generellen Urteil zu dem Begriff der Gattung hinzugedacht wird. Vielmehr kann P an jedem einzelnen dieser Subjekte nur in einer seiner Arten oder Modifikationen p^1 , p^2 , p^3 vorkommen. Den gemachten Fehler berichtigt das disjunktive Urteil: Wenn irgend ein S ein M ist, so ist dieses S entweder p^1 oder p^2 oder p^3 .

II. Wenn wir das Wesen der Urteilsfunktion überhaupt darnach bestimmen dürfen, was allen besonderen Fällen ihrer Bethätigung gemeinsam ist, so können wir auch Lotzes Auffassung derselben näher charakterisieren, als es durch seine allgemeine Bemerkung geschieht, dass jedes Urteil ein Verhältnis zwischen den Inhalten zweier Vorstellungen aussprechen wolle. Diese Erklärung leidet an dem Mangel, dass sie das Wahrheitsbewusstsein als ein wesentliches Bestandteil jedes Urteils mit anzuführen vergisst. Die Folge dieser Vernachlässigung ist, dass Lotze zwischen dem blossen grammatischen Satze SP, welcher ja auch ein Verhältnis zweier Vorstellungen ausspricht, und dem mit der Ueberzeugung seiner Gültigkeit verbundenen Urteil nicht scharf unterscheidet. Das geht aus seiner Behauptung (a. a. O. S. 69) hervor, dass das hypothetische und das disjunktive Urteil auf das allgemeine Schema zurücklaufen, zwei Urteile von der Form S ist P als Glieder eines Gesamtgedankens zu vereinigen. Wenn wir das Wahrheitsbewusstsein als notwendig zu jedem Urteil gehörig betrachten, so ist wenigstens das hypothetische kein zusammengesetztes,

sondern ein einfaches; denn weder die Hypothese noch die These für sich allein gilt uns als wahr, sondern nur der logische Zusammenhang der durch beide zum Ausdruck gebrachten Vorstellungsverbindungen als eines Grundes mit seiner Folge. Vom rein logischen Gesichtspunkte aus ist es gleichgültig, ob wir diesen Gedanken der Konsequenz durch eine Verbindung zweier Sätze: Wenn S ein Q ist, so ist es P, oder in der kategorischen Form: Das unter dem Einfluss der Bedingung Q stehende S ist P, ausdrücken. Ist $S+Q$ das logische Subjekt, P das Prädikat des hypothetischen Urteils, so bedeutet die Kopula „ist“ desselben ganz das Gleiche, wie beim kategorischen Urteile, nämlich die völlige Identität der materialen Bestandteile. Analoges gilt vom disjunktiven Urteil: S ist entweder p^1 oder p^2 oder p^3 . Allerdings kann ich es nur aussprechen, wenn ich weiss, dass einige S p^1 sind, andere p^2 u. s. f. Aber von seinem wahren Subjekte, dem einzelnen S, kann ich weder p^1 noch p^2 noch p^3 , sondern nur die notwendige Wahl zwischen diesen Modifikationen des allgemeinen P mit dem Bewusstsein der Wahrheit prädicieren. Ich drücke also den Gedanken vollkommen zutreffend aus, wenn ich sage: Jedes S hat die notwendige Wahl zwischen den Merkmalen p^1 , p^2 , p^3 . Nun würde sich vom Standpunkt Lotzes aus kaum etwas einwenden lassen, wenn wir bei diesem Urteil dasselbe Verfahren einschlägen, durch welches er selbst einen kategorischen Satz, wie: „Caesar ging über den Rubiko“, als einen seinem Sinne nach rein identischen nachweist und es dadurch auf die Form brächten: Das zur Wahl zwischen den Prädikaten p^1 , p^2 , p^3 genötigte S ist eben das zu dieser Wahl genötigte S. Zwischen dem wahren Subjekt und dem wahren Prädikat des hypothetischen wie des disjunktiven Urteils besteht mithin streng genommen dieselbe Beziehung oder Kopula, wie beim kategorischen. Der hypothetische und der disjunktive Nebengedanke laufen auf Besonderheiten des Subjekts und des Prädikats hinaus. Mit dem gleichen Recht, wie in hypothetischen und disjunktiven, dürften wir auch in solchen Satzgefügen besondere

Urteilsformen erblicken, deren Glieder in adversativem oder temporalem Verhältnisse stehen. Der Nebengedanke, welcher speciell die Kopula des hypothetischen Urteils über die des kategorischen erheben soll, trifft nach Lotzes eigenen Ausführungen nur den Zusammenhang, welcher zwischen den einzelnen Stücken des ergänzten Subjekts herrscht, wie dies schon aus der Umwandlung des hypothetischen Urteils: Wenn Pulver entzündet wird, so explodiert es, in das kategorische: Entzündetes Pulver explodiert, einleuchtet. Ob das $S+Q$ des Subjekts als bloß zusammenseiende Summe oder als zusammengehöriges Ganzes gedacht wird, ist für seine Beziehung zum Prädikat ohne Belang; wo immer ein Prädikat einem Subjekte zugeschrieben wird, müsste es nach Lotzes Voraussetzungen auf Grund völliger Identität beider geschehen. Die Thatsache, dass sich die partikulären Urteile in die hypothetische Form kleiden lassen und umgekehrt, zeigt deutlich, dass sich beide nur durch die Art und den Grad der Verkürzung des konditionalen Nebengedankens unterscheiden, und die Annahme, dass kategorische, partikuläre und generelle Urteile in der Kopula und nicht bloß in der Quantitätsbestimmung des Subjekts von einander abweichen, ist vollends willkürlich. Ebenso bezieht sich endlich die Unterscheidung des generellen und universalen Urteils nicht auf Eigentümlichkeiten der prädikativen Verknüpfung, sondern auf den Ursprung der Allgemeinheit, welche bald einem wahren (unvollständigen) Induktionschluss, bald einer enumeratio simplex entstammen kann; dass sie auch aus dem sprachlichen Ausdruck nicht abzulesen ist, geht schon daraus hervor, dass Lotze selbst die Form „Jedes S ist P“ in seiner Logik dem universalen, in seinen Vorlesungsdiktaten (2. Auflage, § 32) dem generellen Urteil zuweist.

Die Identitätsbeziehung nun zwischen einem Subjekt und einem Prädikat könnte in dem Sinne der Tautologie verstanden sein. Allein Tautologien würden weder für sich selbst, noch als Prämissen irgend eines Schlusses ($a = a$, $b = b$) unser Wissen fördern. Sie würden keine Unter-

schiede der Modalität zulassen, sondern bei der unmittelbar evidenten Falschheit des contradiktorischen Gegenteils in jedem Falle apodiktisch sein, aber trotzdem durch ihre Unfruchtbarkeit den Skepticismus zur einzig richtigen Philosophie machen. Diese Auffassung scheint nun zwar Lotzes wahre Ueberzeugung auszudrücken, so lange es der Zweck seiner Betrachtungen ist, das kategorische Urteil als eine blosse, minderwertige Vorstufe des hypothetischen zu charakterisieren und die Nothwendigkeit einer Fortentwicklung der Urteilsfunktion darzuthun. Sonst aber tritt überall der Gedanke in den Vordergrund, dass das Subjekt und das Prädikat, jedes für sich, allerdings einen und denselben Vorstellungsinhalt meinen, dass sie indessen gleichwohl ihren eigenen Wert besitzen, sofern sie, ähnlich wie die mathematischen Gleichungen, (die L., nach dem Beispiel $7 + 5 = 12$ [a. a. O. Absatz 58.] zu schliessen, den kategorischen bzw. den partikulären Urteilen zurechnet, vgl. auch a. a. O. Absatz 64) den identischen Inhalt auf verschiedene Weise und von verschiedenen Gesichtspunkten aus bezeichnen. Freilich ist auch diese Ansicht unhaltbar.

Das hypothetische Urteil rechtfertigt sich vor dem Gesetz der Identität nur mittels der Voraussetzung, dass das vervollständigte Subjekt $S+Q$, der Grund, mit seinem Prädikate P , genauer $S+P$, der Folge, inhaltlich zusammenfällt, dass also die Vorstellung der im Vordersatz dem S hinzugefügten Bedingungen mit der Vorstellung des dadurch an S erzeugten Folgeprädikats des Nachsatzes identisch ist. Diese Voraussetzung bestätigt sich nicht. Angenommen, wir müssten bei ausreichender Naturkenntnis das Erhitzen und das Explodieren des Pulvers in der That als einen und denselben Vorgang vorstellen, so ist eine solche Kenntnis eben doch nicht erforderlich, um das hypothetische Urteil mit dem Bewusstsein der Gültigkeit vollziehen zu können. Dazu genügt die Erfahrung, dass beide Erscheinungen konstant zusammenhängen. Wir stellen aber die Temperaturerhöhung und die plötzliche Volumenvergrößerung nicht als identisch, sondern als zwei auf einanderfolgende Zustände

eines identischen Gegenstandes vor. Völlig disparat werden stets unsere Vorstellungen eines centralen Nervenreizes und der durch ihn ausgelösten Empfindung bleiben, wie weit es auch die Psychophysik bringen mag. Wenn ich die Summe der Ursachen mit ihrer Wirkung als identisch vorstellen müsste, so dass die eine unmittelbar die andere wäre, müsste ich auch die reale Ursache selbst mit ihrer Wirkung für einerlei halten; denn wenn zu dem vollständigen Komplex der konkurrierenden Ursachen noch etwas davon verschiedenes als Effekt hinzukäme, müsste sich auch meine Vorstellung des letzteren, falls sie dem Sachverhalte entspricht, von der Vorstellung der ersteren unterscheiden. Fielen aber Ursachen und Wirkung realiter zusammen, so wäre die Möglichkeit alles Geschehens aufgehoben. Denn in jedem Augenblick ist die Gesamtheit der Bedingungen für alle Ereignisse des nächsten Moments und somit für alle künftigen Veränderungen gegeben. Es hülfe nichts, sich auf die Subjektivität der Zeitanschauung zu berufen, welche uns das in einen successiven Verlauf auseinandergezerrt vor- spiegelte, was an sich jeder Zeitlichkeit entrückt ist; denn Ursache und Wirkung wären ja nicht bloß gleichzeitig, sondern material identisch. Wollten wir aber annehmen, dass das an sich identisch sei, was uns verschieden erscheint, so würden wir damit alles Unterscheiden für subjektiv und all unser Erkennen und Handeln für illusorisch erklären. Sofern nun die Kausalbeziehung eine synthetische ist, kann auch davon keine Rede sein, dass das hypothetische Urteil sein Subjekt mit dem Prädikate des Nachsatzes dadurch in Identität setzt, dass es ihm im Vordersatz die Bedingungen beifügt, unter welchen ihm jenes Prädikat zukommt.

Es bleibt uns noch beim kategorischen Urteil die vermeintliche Identität der materialen Bestandteile zu prüfen übrig. Die Kopula „ist“ soll soviel bedeuten wie „ist identisch mit“. Sie könne daher in Uebereinstimmung mit dem Identitätsgesetze nur wirklich identische Inhalte verbinden und das Bedürfnis des Denkens, das Zusammensein

des Mannigfaltigen als Zusammengehörigkeit zu begreifen, niemals befriedigen. Der Nachweis, dass das hypothetische Urteil diesen Zweck erfüllt, gelingt Lotze nur dadurch, dass er seiner ursprünglichen Auffassung der kategorischen Kopula in dem Konditionalsatz: Wenn S ein Q ist, untreu wird. Denn das Prädikat Q desselben bezeichnet nicht den nämlichen Gegenstand, wie das Subjekt S, sondern die Bedingungen, welche auf S einwirkend, daran das Prädikat P zur Folge haben, oder die Ergänzungen, welche S zu dem wahren Subjekt $S+Q$ des identischen Nachsatzes machen. Der Sinn der Hypothesis ist also: Wenn zu S ein davon verschiedenes Q hinzukommt. Wenn mich aber das Prinzip des zureichenden Grundes in dem kategorischen Vordergliede des hypothetischen Gefüges zu einer prädikativen Verknüpfung nicht identischer Vorstellungen befugt, so kann es auch einem einzelnen selbständigen kategorischen Urteil dieses Recht nicht versagen. Dann fällt aber auch jeder Grund hinweg, wesshalb sich der Gedanke der Zusammengehörigkeit des Verschiedenen erst im hypothetischen Urteil äussern sollte. Faktisch kommt er schon in dem einfachsten Benennungsurteil, ja sogar unabhängig von jeder Prädikation überall da zur Geltung, wo wir einen zusammengesetzten Wahrnehmungsinhalt ohne sprachliche Hilfsmittel zur Vorstellung eines Dinges u. s. w. zusammenfassen.

Dass beide Glieder der Aussage eines und dasselbe meinen, ist insoweit richtig, als sich das ganze Urteil auf ein einheitliches, während der vollen Dauer des Aktes identisch mit sich festgehaltenes Vorstellungsgebilde als seinen Gegenstand bezieht; hingegen ist es nicht notwendig, dass dieser Gegenstand sowohl im Subjekt, als auch im Prädikat seinem vollständigen Inhalte nach wiederholt und nur unter verschiedenen Benennungen sich selbst gleichgesetzt wird. Der Satz: Einige Menschen sind schwarz, will uns nicht lehren, dass Neger Neger, sondern dass unsere Vorstellungen Mensch und schwarz vereinbar sind, dass ihre Inhalte in der Wirklichkeit verbunden vorkommen. Es handelt sich nicht um die Identifizierung des Identischen,

sondern um die Verknüpfung des Verschiedenen, darum, dass unsere Vorstellungen S und P in derjenigen Beziehung zu einander gedacht werden, in welcher ihre Inhalte als Elemente des Urteilsgegenstandes thatsächlich stehen.

Dass die Verknüpfung des Subjekts und Prädikats im kategorischen Urteil stets nach dem Muster des Verhältnisses von Ding und Eigenschaft geschehe, hat Lotze zutreffend durch den Einwand widerlegt (Seite 74 f.), dass logische Urteile nicht bloß von Wirklichem, von Dingen sprechen, sondern auch von Denkbarem, Unwirklichem, selbst Unmöglichem. Aber daraus, dass S und P sich nicht immer wie Ding und Eigenschaft verhalten, folgt nicht, dass es nicht bisweilen der Fall ist. Wenn sich Lotze dagegen auf die Dunkelheit der Inhärenzbeziehung beruft, so müssen wir fragen, ob denn das Verhältnis von Ursache und Wirkung, welches dem hypothetischen Urteil zu Grunde liegt, etwa deutlicher ist als jenes. Welche Schwierigkeiten auch die Erkenntniskritik in dem Inhärenzverhältnis finden mag, seine Verwendbarkeit im Denken wird darum nicht aufgehoben, es bezeichnet ebenso gut eine Art der Zusammengehörigkeit von Verschiedenem wie die Kausalrelation. Wie anders könnten wir aber von einem Objekte eine Eigenschaft prädicieren als in der Form des kategorischen Urteils? Wenn dieses letztere daneben noch andere Funktionen zu erfüllen, wenn es ebensowohl Kausalbeziehungen wie räumliche und zeitliche Relationen und Begriffsverhältnisse der Identität, Subordination und so weiter auszusagen hat, so beweist dass doch nur, dass ein Vorwurf, den Lotze*) der Subsumtionstheorie macht, auf ihn selbst zurückfällt: Bei seiner Auffassung der kategorischen Kopula geht ihm die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Zusammenhänge, die hier stattfinden können, verloren.

*) a. a. O. S 58.

§. 4.

Wundts Auffassung der Urteilsfunktion.

I. Während die Subsumtions- und die Identitätstheorie das Wesen des Urteils durch die Feststellung der zwischen den materialen Bestandteilen bestehenden Relation zu ermitteln suchen, will Wundt (Logik, I, S. 135 ff.) die Leistung der Denkform aus der Art der Entstehung ableiten. Er führt ungefähr folgendes aus: Es ist mindestens in Bezug auf die ursprünglichen Aeusserungen der Urteilsfunktion ein nicht völlig zutreffender Ausdruck, wenn gesagt wird, das Urteil verbinde Begriffe oder Vorstellungen. In solch primitiven Urteilsakten, wie „ich gehe“, „ich gebe“, „ich denke“, sind nicht die Begriffe des Ich, des Gehens, des Gebens, des Denkens, von einander unabhängig entstanden und erst nachträglich aneinander gebracht worden, sondern die Verbindung in eine Vorstellung ist das Frühere, die Trennung das Spätere. Aber auch in jenen Urteilen, in denen das Subjekt ein vollständiger Gegenstandsbegriff ist oder in einen solchen und sein Attribut zerfällt, und in denen weiterhin selbst das Prädikat sich scheidet in Verbum und adverbiale Bestimmungen, Verbum und Objekt u. s. w., wird immer die Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ihre Bestandteile der Ausgangspunkt des Urteilens sein. Treffender als durch die Formel einer Verbindung der Vorstellungen zur Einheit wird also das Urteil definiert werden als eine Zerlegung einer zusammengesetzten Vorstellung in ihre Bestandteile. Das erste Objekt dieser zergliederten Thätigkeit ist der mannigfaltige Stoff des Wahrnehmbaren. Was sich in unserer sinnlichen Vorstellung in Bestandteile trennt, das zerlegen wir auch in unserem Urteil. Allmählich entfernt sich aber die Urteilsfunktion von ihren ursprünglichen objektiven Bedingungen. Bei Urteilen, wie „Gerechtigkeit ist eine Tugend“, oder „gute Handlungen machen glücklich“, kann von einer Wahrnehmung, die sich in Bestandteile sondert, nicht mehr die Rede sein. Gleichwohl werden hier

ebensowenig wie bei den ursprünglichen Wahrnehmungsurteilen die Begriffe äusserlich an einander herangebracht. Nicht ziellos stelle ich den Begriff „Gerechtigkeit“ hin, um nachher den zufällig aufgefundenen Begriff „Tugend“ daran zu heften, sondern zunächst ist der Gedanke ein Ganzes, und dann erst tritt die Trennung in seine Bestandteile ein. Erst nachdem in Folge jener Verschiebung der Kategorien, welche das abstrakter werdende Denken ausführt, mannigfache Eigenschafts- und Zustandsbegriffe in Gegenstandsbegriffe umgewandelt sind, um als solche Subjekte des Urteils zu bilden, gehen umgekehrt auch Gegenstandsbegriffe in das Prädikat über. Diese Form des Urteils, wo ein speciellerer einem umfassenderen Gattungsbegriffe subsumiert wird, ist daher in der wirklichen Entwicklung der Urteilsfunktion die späteste. Die oben für die ursprünglichen Wahrnehmungsurteile gegebene Formel bedarf also nur insofern einer Berichtigung, als es erforderlich wird, sie auch auf solche Urteilsinhalte auszudehnen, die erst durch die Entwicklung des abstrakten Denkens entstanden sind. Und dies geschieht, wenn wir das Urteil allgemein bezeichnen als die Zerlegung eines Gedankens in seine begrifflichen Bestandteile. Die Grundlage, von welcher diese Begriffsbestimmung ausgeht, besteht in der Voraussetzung, dass der Inhalt des Urteils, wenn auch in unbestimmter Form, als Ganzes gegeben ist, ehe er in seine Teile sich trennt. In diesem Sinne kann man alles Urteilen eine analytische Funktion nennen.

II. Nach der ersten, für die Wahrnehmungsurteile aufgestellten Definition würde jeder Akt der Unterscheidung, auch wenn er sich ohne sprachliche Hilfsdienste vollzieht, als ein Urteil zu betrachten sein. Da aber Wundt bei seinen weiteren Ausführungen stets die prädikative Gliederung im Auge hat, wollen wir uns zu seiner Widerlegung mit dem Nachweise begnügen, dass auch die Funktion des lautlich fixierten Urteils durch die gelieferten Begriffserklärungen teils nicht erschöpfend, teils garnicht zutreffend bestimmt ist.

Die Leistung der weitaus meisten unserer Aussagesätze besteht nicht ausschliesslich in der Zerlegung einer zusammen-

gesetzten Vorstellung in ihre Bestandteile, sondern wesentlich auch in der Zusammenfassung der unterschiedenen Elemente. Dass sich der Inhalt unseres Bewusstseins in eine Reihe relativ einfacher Zustände entfaltet, dass sich z. B. das bunte Gesamtbild des Sehfeldes in einzelne Farbenpunkte auflöst, ist das Werk einer analysierenden Geistesthätigkeit. Allein das blosse Unterscheidungsvermögen würde mich nicht befähigen, den Inhalt meiner Wahrnehmung in ein Urteil zu kleiden, wie: ich gehe, dieser Stein ist blau, neben dem Tische steht ein Stuhl u. s. f. In der zerlegenden Thätigkeit als solcher liegt nichts, was ihr an gewisser Stelle Einhalt thäte; für sich allein arbeitet sie so lange, bis die letzten Bestandteile des zergliederten Ganzen, in unserem Falle die Farbenpunkte, erreicht sind. In unserem Urteilen bethätigt sich zugleich eine entgegengesetzte Fähigkeit, durch welche wir die unterschiedenen Einheiten gruppenweise zusammenfassen und gegen benachbarte Komplexe abgrenzen, alles nach Massgabe unserer bereits fertigen Vorstellungen, die wir in dem Wahrgenommenen wiederzufinden hoffen. Insofern verhält sich das Urteil gegen den Stoff, welchen es in sich aufnimmt, nicht sowohl zerlegend, als vielmehr vereinigend.

Ehe ich sagen kann: ich gehe, der Tisch ist rund, muss ich mich selbst als „ich“, meine Bewegung als „gehen“, den Tisch als „Tisch“ und seine Eigenschaft als „rund“ bezeichnet haben. Thätigkeits- und Eigenschaftsurteile sind daher nicht, wie Wundt meint, die ursprünglichsten Aeusserungen der Urteilsfunction, sie setzen Benennungsurteile voraus, und Sigwart z. B. hat in seiner Logik die letzteren den ersteren mit Recht vorangeschickt. In den Benennungsurteilen zählen aber auch solche, deren Prädikate selbständige Gegenstandsbegriffe sind; diese gehören somit nicht zu den spätesten, sondern gerade zu den frühesten Erzeugnissen des Denkens. Soweit sie im bereits entwickelten Bewusstsein vorkommen, lässt sich auch bei ihnen vielfach von einer Zerlegung sprechen. Auch sie erfordern unter Umständen eine gewisse Analyse, ein Absehen von den

jeweiligen Besonderheiten, welche den jetzt angeschauten Gegenstand von früheren gleichbenannten Wahrnehmungen, oder sein gegenwärtiges Auftreten von dem ehemaligen unterscheiden. Wird aber dem Kinde zum ersten Male ein Objekt als „Tisch“ bezeichnet, und wiederholt es den benennenden Satz, so bedeutet ihm das Wort „Tisch“ noch keinen allgemeinen Begriff, und an dem Dinge selbst trennt es nicht das Wesentliche, welches für den Erwachsenen der Rechtsgrund der Namengebung ist, von dem Unwesentlichen, was auch anders sein oder fehlen könnte. Sein Urteil ist anfangs nur der Ausdruck einer Association zwischen der Gesichts- und Tastvorstellung eines körperlichen Dinges und einem akustischen Empfindungskomplexe. Aehnliches gilt im entwickelten Denken für die Verknüpfung eines Individualnamens mit seinem Träger und ganz allgemein für die Association der Wörter mit ihren Bedeutungen. Das Benennungsurteil im strengsten Sinne, in dem es noch kein Wiedererkennen involviert, kann niemals durch Zerlegung, sondern stets nur durch Synthese entstehen.

Sofern das Urteil auf den Namen einer Erkenntnis Anspruch macht, setzt er einen Gegenstand voraus, von dem es gelten will, und es ist ohne Zweifel eine wichtige Frage, in welcher Weise der Urteilsprozess, den wir im Satze verlautbaren, seinem Gegenstande entspricht. Als Antwort auf diese Frage gedacht, würde Wundts Definition einen richtigen Gedanken enthalten: Denselben Inhalt, welchen wir in der Anschauung simultan vorstellen, drücken wir im Satze durch successive Erwähnung seiner einzelnen Bestandteile discursiv aus. Damit ein solches Verhältnis statthabe, brauchte uns doch der Gegenstand des Urteils nicht vor diesem selbst gegeben zu sein. Wundt aber kann nicht umhin, diese Voraussetzung zu machen, weil er das Urteil nicht seinem sachlichen Verhältnisse zu dem Gegenstande, sondern seiner Entstehung nach als Zerlegung einer Gesamtvorstellung auffasst. Er lässt die Möglichkeit ausser Acht, dass wir auch auf dem Wege einer Verbindung getrennt entstandener Vorstellungen Urteile bilden können, welche

sich, nachträglich mit der vorgestellten Wirklichkeit vergleichen, als Zerlegungen eines Ganzen ansehen lassen. Die Bedingungen, welche solche Urteile herbeiführen, sind teils innere, teils äussere. Die inneren liegen in der Association, die äusseren in der Mitteilung. Ich verstehe das schriftlich oder mündlich Ueberlieferte, indem ich die reproducirten Bedeutungen der einzelnen Wörter verknüpfe. Durch successive Vereinigung, nicht durch Analyse von Vorstellungen erzeugt eine Schilderung in mir das Gesamtbild einer Landschaft. Erst eine nachträgliche Vergleichung der Art, wie Urteil und Vorstellung den nämlichen Inhalt wiedergeben, mag mit dem Ergebnis endigen, dass ihn das Urteil in prädikativer Gliederung, die Anschauung als einheitliches Ganzes darstellt.

Ein derartiges Verhältnis findet indessen nur statt, solange sich unsere Aussagen mit konkreten Inhalten beschäftigen. Es hört ganz zu bestehen auf bei Urteilen, deren Stoff dem abstrakten Denken entlehnt ist. Auch wenn ich sage: „Gute Handlungen machen glücklich“, soll der Gedanke, wenn schon in unbestimmter Form, als Ganzes gegeben sein, bevor er in seine Teile sich trennt. Aber eine Beschreibung dieser Form ist uns Wundt schuldig geblieben. Dass von einer Wahrnehmung, die sich in Bestandteile sondert, hier nicht mehr die Rede sein kann, sagt er selbst. Auch in dem Begriffe der guten Handlung könnte er das Gefühl der Befriedigung, welches dieselbe in dem Thäter oder Betroffenen erweckt, nicht als ein darin enthaltenes Merkmal suchen wollen. Der Gedanke als Ganzes ist uns also in keiner anderen Form gegeben als eben durch das Urteil selbst. Sogar in den einzelnen Erfahrungen, welche der allgemeinen Behauptung zu Grunde liegen, war mir meine Handlung und die erzielte Wirkung nicht zu einem einheitlichen Inhalte verschmolzen im Bewusstsein, so dass ich ihn erst durch die sprachliche Einkleidung in die Zweiheit zerfallen musste; beide waren von vornherein ebenso klar unterschieden, wie in dem Urteil. Nicht ziellos stellen wir die Subjekte unserer Urteile hin, um hernach

zufällig aufgefundene Prädikate äusserlich daran zu heften; aber nicht das Vorausgehen des fertigen Gedankens, sondern das Wirken der Associationen, das durch unsere Aufmerksamkeit in bestimmte Bahnen geleitet wird, sorgt dafür, dass Verwandtes und Hingehöriges, nicht alles und jedes Fremde an unsere Ausgangsvorstellungen sich anreihet. Unser Denken ist eben weder rein analytisch, noch ausschliesslich synthetisch. Bei der Bildung der Vorstellungen ist freilich das Unterscheiden und Zerlegen als Hauptfaktor beteiligt; aber haben wir erst einen Vorrat von Inhalten gesammelt, so können wir ihn auch zu synthetischen Operationen verwerten.

Zugegeben, dass jedes Urteil einen Gedanken in seine begrifflichen Bestandteile auflöste, so würde damit über das logische Wesen der Urteilsfunktion dennoch keine richtige Ansicht gewonnen sein. Wie das Urteil entsteht, ist eine Frage, mit deren Beantwortung über den Sinn der prädikativen Verbindung noch nichts entschieden ist. Durch die Zerlegung des Gegenstandes knüpft sich zwischen den Vorstellungen des Subjekts und des Prädikats eine Beziehung, welche fortbesteht, nachdem der Gegenstand den Sinnen entschwunden ist, und unabhängig von der Anschauung, der sie den Ursprung verdankt, wiederholt werden kann. Gerade in dieser Relation zwischen den materialen Bestandteilen liegt der Schwerpunkt der Urteilsfunktion. Auf sie würde Wundts Definition nur dann passen, wenn allemal das Subjekt selbst die zerlegte Gesamtvorstellung wäre, wenn mithin alle Urteile als analytisch im Sinne Kants bezeichnet werden dürften; aber Wundt hat sich gegen die Vermischung seiner eigenen Lehre mit der Kantischen ausdrücklich verwahrt (Logik, I, S. 149.)

§ 5.

Die Urteilstheorie Brentanos.

I. Brentano entwickelt (Psychologie vom empirischen Standpunkte I, Seite 266 ff.) den eigenartigen und nament-

lich in seinen Konsequenzen für die Gestaltung der gesamten Logik (S. 304) interessanten Gedanken, dass das Urteilen neben dem Vorstellen und den Phänomenen der Liebe und des Hasses eine besondere Hauptklasse der Seelenthätigkeit bilde.

Jeder Gegenstand, der beurteilt wird, ist in einer doppelten Weise im Bewusstsein aufgenommen, als vorgestellt und als anerkannt oder geleugnet, ebenso wie er, wenn die Begierde sich auf ihn richtet, als vorgestellt und als begehrt zugleich ihm innewohnt. Das Urteil ist ein (als wahr) Anerkennen oder (als falsch) Verwerfen. S. 181 ff. wird dargethan, dass jeder psychische Akt, sofern er vorgestellt wird, von einem Urteil begleitet ist, welches nur dann zu bestehen aufhört, wenn der Inhalt, den es betrifft, dem Bewusstsein entwindet. Denn wir beurteilen oder erkennen ein Phänomen, indem wir wahrnehmen, dass es ist. Keiner, heisst es S. 186, der auf das achtet, was in ihm vorgeht, wenn er hört oder sieht und sein Hören oder Sehen wahrnimmt, kann sich darüber täuschen, dass dieses Urteil der inneren Wahrnehmung . . . in einer einfachen Anerkennung des im inneren Bewusstsein vorgestellten psychischen Phänomens besteht. Das Ergebnis der vorangehenden Untersuchungen fasst Brentano (S. 188) so zusammen: Mit jedem psychischen Akt ist daher ein doppeltes inneres Bewusstsein verbunden, eine darauf bezügliche Vorstellung und ein darauf bezügliches Urteil, die sog. innere Wahrnehmung, welche eine unmittelbare evidente Erkenntnis des Aktes ist. Urteil und innere Wahrnehmung sind gleichbedeutend.

Weitere Einblicke in das Wesen der Anerkennung, insbesondere in ihr Verhältnis zu dem Begriffe der Existenz, gewähren die drei Beweisgründe Brentanos gegen die Annahme, dass jedes Urteil zwei Vorstellungen als Subjekt und Prädikat verlange. Diese Argumente sind folgende (S. 276 ff.):

1. Auch ein einzelnes Merkmal, das wir vorstellen, kann anerkannt oder verworfen werden. In den Sätzen „A ist“ und „A ist nicht“ ist nicht die Verbindung eines Merkmals

„Existenz“ mit „A“, sondern „A“ selbst der Gegenstand, den wir anerkennen oder leugnen. Wer ein Ganzes anerkennt (dass ein gelehrter Mann sei), erkennt auch jeden einzelnen Teil des Ganzen einschliesslich an (dass ein Mann sei). Wäre das Urteil „A ist“ die Anerkennung einer Verbindung des Merkmals „Existenz“ mit „A“, so würde darin einschliesslich auch die einfache Anerkennung von „A“ als eines Elementes der Verbindung liegen. Aber diese einfache Anerkennung von „A“ würde sich von der Anerkennung der Verbindung von „A“ mit dem Merkmal „Existenz“ in keiner Weise unterscheiden. Der wahre Sinn des Satzes „A ist“ ist mithin die einfache Anerkennung des einzelnen „A“.

Wer ein Ganzes leugnet (dass ein gelehrter Vogel sei), leugnet nicht einschliesslich jeden Teil desselben (dass ein Vogel sei). Wäre das Urteil „A ist nicht“ die Leugnung der Verbindung eines Merkmals „Existenz“ und „A“, so würde damit keineswegs „A“ selbst geleugnet sein. Aber eben die Leugnung von „A“ ist der wahre Sinn des Satzes, und nichts anderes als das einzelne „A“ ist der Gegenstand des verwerfenden Urteils.

2. Dass die Prädikation nicht zum Wesen eines jeden Urteils gehört, folgt auch daraus, dass jede Wahrnehmung zu den Urteilen zählt; denn auch sie ist ein Für-wahr-nehmen. Da nun der Begriff der Existenz erst durch innere Erfahrung gewonnen worden ist, kann wenigstens die erste Wahrnehmung, diejenige, welche in dem ersten psychischen Phänomene gegeben war, unmöglich in einer Verbindung des Merkmals „Existenz“ mit dem betreffenden Phänomen, sondern nur in der Anerkennung des Phänomens bestanden haben.

3. Das „ist“ und „ist nicht“, welches als Kopula zu einem Subjekte und Prädikate hinzukommt, ist für sich allein genommen, zugestandenermassen ohne alle Bedeutung und dient nur, den Ausdruck von Vorstellungen zum Ausdruck eines anerkennenden oder verwerfenden Urteils zu ergänzen. Auch dem „ist“ und „ist nicht“ des Existentialsatzes kann

keine andere Funktion zugeschrieben werden; denn jeder kategorische Satz lässt sich ohne irgend welche Aenderung des Sinnes in ein Existentialurteil übersetzen, so dass das „ist“ und „ist nicht“ des Existentialsatzes an die Stelle der Kopula tritt, z. B. der Satz: irgend ein Mensch ist krank, in: ein kranker Mensch ist, oder: es giebt einen kranken Menschen; kein Stein ist lebendig, in: ein lebendiger Stein ist nicht; alle Menschen sind sterblich, in: ein unsterblicher Mensch ist nicht; ein Centaur ist eine Erfindung der Poeten, in: es giebt einen von den Poeten fingierten Centauren u. s. w. Auch die hypothetischen Urteile lassen sich sämtlich in Existentialsätze umwandeln, und zwar in verneinende. Nur um die Schwerfälligkeit der existentialen Form zu vermeiden, hat die Sprache ausser dieser noch andere syntaktische Einkleidungen erfunden. Das „ist“ und „ist nicht“ des Existentialsatzes ist nichts als ein Aequivalent der Kopula, mithin kein Prädikat und für sich allein ganz bedeutungslos.

II. Das Urteil, welches jeder Akt der inneren Wahrnehmung einschliessen soll, besteht darin, dass ich eines psychischen Phänomens als eines meinem Bewusstsein eben jetzt gegenwärtigen innewerde. Ob dieses Phänomen ein blosses Phantasiegebilde ist, ob eine durch Sinnesreizung ausgelöste, auf ein Aussending bezogene Vorstellung oder eine objektiv ungültige Vorstellungsverbindung, ist Nebensache; es kommt nur als bewusster Innenzustand in Betracht und wird beurteilt, indem es wahrgenommen wird. Daraus folgt, dass das Urteil immer nur anerkennend oder bejahend ausfallen kann; denn darüber ist keine Täuschung denkbar, ob ich einen Bewusstseinsinhalt überhaupt habe oder nicht. Um ihn leugnen zu können, müsste ich ihn vorstellen; stelle ich ihn aber vor, so muss ich ihn auch notwendig als vorgestellt anerkennen. Wie kommt also Brentano dazu, dem anerkennenden Urteil ein verwerfendes nebenzuordnen? Offenbar dadurch, dass er dem Anerkennen noch eine zweite Bedeutung unterschiebt und es so zu dem natürlichen Gegenstück einer anderweitigen Funktion umgestaltet. Wenn das bejahende „ist“ des Existentialsatzes eine einfache An-

erkennung im Sinne Brentanos ausdrückt, so kann das verneinende „ist nicht“ in der That nur eine Leugnung aussprechen. Dass der Doppelsinn des Wortes mehrfache Quaternionen in den Ausführungen des Philosophen zur Folge hat, zeigt sich leicht bei der Betrachtung der drei Argumente.

Das erste derselben soll dardun, dass auch ein einfaches Merkmal „A“ der Gegenstand eines Urteils sein könne. Der Akt der inneren Wahrnehmung oder Anerkennung fordert aber nicht nur etwas, was anerkannt oder wahrgenommen wird; er setzt in gleicher Weise ein Wesen voraus, welches mit dem Bewusstsein seiner selbst und seiner Thätigkeit das Wahrnehmen oder Anerkennen ausübt. Der sprachliche Ausdruck eines solchen Urteils würde lauten: Ich erkenne A an, ich nehme A wahr, oder: A ist in meinem Bewusstsein. Die Anerkennung beruht also auf dem Bewusstwerden der Beziehung eines Bewusstseinsinhaltes zum Subjekte des Selbstbewusstseins, dem „Ich“. Nun ist das „ich“ ebenfalls eine Vorstellung, gleichviel wie man über ihren Inhalt denken mag; daher setzt auch das einfache Anerkennungsurteil der inneren Wahrnehmung bereits eine Zweiheit von Vorstellungen voraus, und ein einzelnes Merkmal kann wohl das Subjekt, niemals aber den vollständigen Gegenstand eines Urteils ausmachen.

Die Beziehung, in welcher die Gegenstände meiner Geistesthätigkeit zu mir selbst stehen, ist eine wesentlich andere als die, welcher ich durch den Existentialsatz Gültigkeit zuschreibe. Das Urteil „A ist“ involviert allerdings die einfache Anerkennung des „A“; denn sein Vollzug ist an die Bedingung geknüpft, dass „A“ bewusst sei. Aber es geht noch weiter und behauptet nicht blos, dass „A“ im Bewusstsein ist, sondern spricht ihm auch eine Wirklichkeit ausserhalb des Bewusstseins zu und setzt es auch mit leblosen Objekten in Kausalbeziehung. Wenn umgekehrt von einem „A“ das blosse Vorgestelltsein prädicirt wird, wie in dem Urteil: Ein Centaur ist eine Fiktion der Poeten, oder: Es giebt einen fingierten Centauren, so darf daraus

nicht nach dem Satze: Wer ein Ganzes anerkennt, erkennt auch jeden Teil desselben an, geschlossen werden, dass es einen Centauren giebt. In dem Urteile „A ist“ ist nicht das einzelne „A“, sondern die Verbindung eines Existentialprädikates mit „A“ der Gegenstand der Anerkennung, wenn wir, wie ursprünglich Brentano, unter Anerkennen das blosses Bewusstwerden eines Inhalts verstehen. Nur wenn wir in diesem Ausdruck den Gedanken der objektiven, von unserm Bewusstsein unabhängigen Wirklichkeit hineinlegen, ist eben die einfache Anerkennung des „A“ der wahre Sinn des Satzes. Das Urteil „A ist nicht“ leugnet das Vorgestelltsein des „A“ keineswegs; es verwirft vielmehr die vom Bewusstsein unabhängige Existenz des vorgestellten „A“. Mithin ist auch hier die Verbindung des „A“ mit der Existentialbestimmung der Gegenstand der Verwerfung, es sei denn, dass „Verwerfen“ soviel heisst wie „die Existenz von etwas leugnen“. Dieses Verwerfen aber würde zu dem einfachen (als vorgestellt) Anerkennen im ursprünglichen Sinne Brentanos gar keinen Gegensatz bilden.

Auch dem zweiten Beweisgrunde können wir keine überzeugende Kraft beimessen. Im entwickelten Bewusstsein zwar enthält jedes psychische Phänomen wenigstens der Möglichkeit nach ein Anerkennungsurteil in sich, sofern jeder Bewusstseinsinhalt beziehbar ist auf ein ich, das ihn hat. Aber das Ich ist uns nicht unmittelbar gegeben. Die ersten Wahrnehmungen treten ganz beziehungslos in unserem Bewusstsein auf und schliessen also die Beziehung auf das wahrnehmende Ich ebensowenig ein, wie die Beziehung auf äussere Dinge. Sie sind deshalb ebensowenig Anerkennungs- wie Existentialurteile. Erst nachdem sich beide Beziehungen allmählich herausgebildet haben, ist in dem Gedanken eines Wirklichen oder in dem Subjekt des Selbstbewusstseins zu dem unmittelbar gegebenen Inhalte der Wahrnehmung ein zweiter Beziehungspunkt hinzugewonnen, ohne welchen weder ein Anerkennungs- noch ein Existentialurteil möglich wäre.

Das dritte Argument besagt, dass sich alle Urteile un-

beschadet ihres Sinnes in Existentialsätze verwandeln lassen. Beispiele, wie: irgend ein Mensch ist krank, oder: irgend ein Mensch ist nicht gelehrt, machen dieser Annahme keine Schwierigkeiten, denn für sie ist die existentielle Form angemessener als die von Brentano ursprünglich gegebene. Nehmen wir einen anderen Satz: Dieser Baum ist grün, welcher in der Umformung: Dieser grüne Baum ist, lauten würde. Wenn uns die letzte Ausdrucksweise auch unnatürlich und gekünstelt zu sein und den eigentlichen Sinn der Behauptung nicht einmal ganz richtig wiederzugeben scheint, so lässt es sich doch nicht bestreiten, dass sie an materialem Inhalt weder einen Gewinn noch einen Verlust herbeiführt, und deshalb in einem Hörer durchaus dieselbe Vorstellung wachzurufen imstande ist, wie das Eigenschaftsurteil. Das hinweisende „dieser“ bekundet, dass das Urteil zunächst angesichts eines wirklichen grünen Baumes gefällt wurde. Der Vorstellungsstoff, welcher im Bewusstsein des Wahrnehmenden auftaucht, wird in mehrfacher Weise verarbeitet. Einerseits wird er im Gegensatz zu Erinnerungs- oder Einbildungsvorstellungen von grünen Bäumen, die wir uns jeder Zeit willkürlich verschaffen können, als Wahrnehmungsinhalt, d. h. als das angeschaute Bild eines Existierenden erkannt; anderseits wird er, in seiner Mannigfaltigkeit zur Einheit verbunden, als Baum, und die Farbe, die ihm als Eigenschaft anhaftet, als grün apperzipiert. Das Ergebnis dieser Prozesse ist eine Reihe von Beziehungen zwischen dem gegebenen Empfindungskomplex und unserem bereits erworbenen Erfahrungsschatze. Eine jede dieser Beziehungen hat die logische Bedeutung eines Urteils. Die Sprache bietet uns aber mannigfache Mittel, derartige Vorstellungsrelationen, welche ebensogut in der Form selbständiger Sätze erscheinen könnten, in die verkürzte Gestalt einzelner Redeteile zusammenzudrängen und einer Gesamtbehauptung als Unterglieder einzufügen. Welche der möglichen Urteile ihre prädikative Selbständigkeit einbüßen, welches eine sie behält, hängt von dem jeweiligen Interesse des Denkens ab. In unserem Beispiel ist das grammatische

Subjekt „dieser Baum“ der zusammengezogene Ausdruck zweier Urteile, des durch das Demonstrativpronomen angedeuteten existentialen: das existiert, und des benennenden: das ist ein Baum. In dem Prädikate „grün“ ist nur das Benennungsurteil der Farbe enthalten. Der Hauptgedanke des Satzes, welcher sich durch eine vollständige Kopula als solchen verrät, liegt darin, dass wir die grüne Farbe als Eigenschaft mit dem im Subjekt genannten Dinge in Inhärenz setzen. Nun pflegt sich uns die Wahrnehmung mit solcher Lebendigkeit und Stärke aufzudrängen, dass wir meist nicht Gefahr laufen, sie mit einer reproduzierten Vorstellung zu verwechseln. Nur von Gegenständen, deren Existenz uns selbst fraglich ist oder von anderen in Zweifel gezogen wird, haben wir im allgemeinen Veranlassung, das Dasein ausdrücklich zu betonen, und dann ist der Existentialsatz die einzige ungezwungene und auch stets zu Gebote stehende Ausdrucksweise. Meist aber ist es uns wichtiger, über die Beschaffenheit, das Thun und Treiben des Wirklichen etwas zu erfahren oder mitzuteilen, und hier sind Eigenschafts-, Thätigkeitsurteile u. s. w. die geziemende Form. Brentanos Umwandlung solcher Sätze muss uns deshalb als unzulässig gelten, weil sie ein untergeordnetes Moment zur Hauptsache und diese zur Nebensache macht. Das tritt namentlich bei den allgemein bejahenden kategorischen und den hypothetischen Urteilen zu Tage, welche bei der Umwandlung in verneinende übergehen. Der Satz: Alle Menschen sind sterblich, entspricht den Absichten des Denkens weit besser, als der andere: Es giebt keinen unsterblichen Menschen. Wir wollen ja nicht aussagen, was für Menschen es nicht giebt, sondern welche Merkmale in der Natur des Menschen überhaupt begründet sind. Sind in einem Satze mehrere Unterurteile versteckt, wie insbesondere beim hypothetischen Gefüge, so wird das Subjekt durch die Ueberführung in die existentielle Form in ganz widernatürlichem Masse angeschwellt, z. B. bei der Verwandlung des Satzes: Wenn ein Mensch schlecht handelt, schädigt er sich selbst, in: Ein sich selbst nicht schädigender

schlecht handelnder Mensch ist nicht. Dass wir die erste Ausdrucksweise bevorzugen, erklärt sich nicht sowohl aus ihrer gefälligeren Gestalt, als vielmehr unserem Bestreben, diejenige Vorstellungsbeziehung, auf welche wir das Hauptgewicht legen, hier also den Zusammenhang der schlechten Handlung mit ihren Folgen für den Handelnden selbst, auch äusserlich in dem Bau des Satzes hervorzukehren.

§ 6.

Die Kriterien des Urteils und sein Verhältnis zum Satze (Sigwart).

Keine Wissenschaft von Thatsachen kann mit einer streng logischen Wesensdefinition ihres Gegenstandes beginnen, da sie sonst das Ergebnis der Forschung vorwegnehmen würde. Wo die Untersuchung nicht greifbaren oder sichtbaren Objekten, sondern abstrakten Begriffen gilt, welche inhaltlich schwer zu fixieren und deshalb vielfachen individuellen Schwankungen unterworfen sind, ist es hingegen sehr wünschenswert, dass das Gebiet der Betrachtung wenigstens seinem Umfange nach von vornherein genau umschrieben wird.

Auch der Begriff des Urteils ist immerhin in gewissem Grade dehnbar. Die engste Bedeutung legt ihm die Jurisprudenz bei; die Logik hat ihm von Anfang an eine weitere Sphäre eingeräumt. Da jedoch noch nicht einmal über die Ausdehnung derselben völlige Einigung erzielt ist, macht sich um so stärker das Bedürfnis fühlbar, wenigstens durch Angabe eines spezifischen Merkmals zunächst die Gesamtheit der Erkenntnisvorgänge, welche unter den Begriff fallen, gegen Andere abzugrenzen, um sodann in dem Gemeinsamen dieser Vorgänge das Wesen der Funktion selbst zu erfassen.

In diesem Sinne einer vorläufigen Definition wird nun der Urteilslehre nicht selten die Erklärung vorausgeschickt, das Urteil sei derjenige Denkakt, in welchem etwas von etwas ausgesagt werde. Diese Bestimmung hat den Vorzug, dass sie in dem Aussagesatze der Theorie ein scharf abge-

grenztes, leicht festhaltbares Untersuchungsobjekt übermittelt, dessen anderweitige Präcisierung auf Hindernisse zu stossen scheint. Allein sie enthält zwei Voraussetzungen, welche heutzutage nicht alle Logiker mehr anerkennen. Einerseits nämlich verlangt sie für jedes Urteil eine Zweiheit von Inhalten und schliesst mithin die Hypothesen aus, welche, wie die Brentanos, eine einzige Vorstellung für ausreichend halten; andererseits bindet sie den Urteilsprozess an seinen sprachlichen Ausdruck und schneidet so schlechtweg jede Untersuchung darüber ab, ob der Zusammenhang zwischen Sprechen und Urteilen ein unauflöslicher sei oder nicht. Dass die erstere dieser Voraussetzungen allerdings zu Recht besteht, behaupteten wir bereits im vorigen Paragraphen gegenüber Brentano. Der Grund ihrer Geltung wird sich später ergeben. Was die zweite betrifft, so wird jeder ihrer Anhänger zugestehen, dass die Worte als blosse Lautverbindungen den durch sie bezeichneten Gedanken nicht vermehren; aber er wird bestreiten, dass man aus dieser Thatsache die Trennbarkeit des Urteils vom Satze folgern dürfe, und vielmehr behaupten, dass der Satz der Träger einer eigenartigen Denkhandlung sei, welche sich lediglich mittelst der Prädikation vom Hintergrunde des sonstigen Vorstellungslebens abheben könne. Diese Vermutung ist nicht ungeprüft von der Hand zu weisen; da indessen mit der blossen Aufstellung derselben noch nicht der Beweis für ihre Richtigkeit erbracht ist, so darf sie in die vorläufige Definition ebensowenig aufgenommen, wie principiell dadurch ausgeschlossen werden. Ueberdies muss es sogar dahingestellt bleiben, ob sich überhaupt jedes Urteil in die Form eines Satzes kleiden oder doch bei der Allgemeinheit der Wortbedeutungen durch die prädikative Trennung seinem unter Umständen ganz konkreten Inhalte nach restlos wiedergeben lässt. Endlich streiten die Meinungen auch darüber, ob einerseits alle Aussagesätze ohne Ausnahme, sowie die Frage- und Befehlssätze, die sich von eigentlichen Behauptungen häufig nur durch die Betonung unterscheiden, zu den Urteilen zu rechnen seien, andererseits, ob nicht

unter Umständen ein einzelnes Wort, ein kurzer Ausruf und dergleichen Urteilstwert besitzen könne. Aus alledem geht das eine hervor, dass wir die Prädikation mindestens nicht ohne weiteres als ein untrügliches Kriterium ansehen dürfen, von dessen Vorhandensein oder Fehlen es abhängt, ob ein psychischer Akt den Namen eines Urteils verdient oder nicht.

Ein anderes Kennzeichen, welches den Anforderungen der Logik besser entspricht, liegt darin, dass jedes Urteil als ein Akt des Erkennens über die Gültigkeit von Vor-
gestelltem entscheidet und darum notwendig wahr oder falsch sein, d. h. mit den Thatsachen in Einklang oder Widerspruch stehen muss, und dass das Merkmal des Wahr- oder Falschseins, der Richtigkeit oder Irrtümlichkeit, zugleich jenem Urteilsentscheide ausschliesslich zukommt. Ich mag die sonderbarsten Vorstellungsverbindungen vollziehen, solange ich nicht den Anspruch ihrer Gültigkeit erhebe, ver-
falle ich nicht dem Vorwurfe des Irrtums.

An dem Wahrheitskriterium gemessen, erweist sich dasjenige der Prädikation, für sich allein genommen, als unzulänglich, sofern auch Sätze vorkommen, welche des begleitenden Wahrheitsbewusstseins entbehren. Zwar unterrichtet jeder gesprochene Befehlssatz den Hörer davon, dass der Befehlende gewisse Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen hat, und erweckt somit in ihm ein Urteil; zwar urteilt auch der Sprechende selbst, wenn er in Sätzen, wie „Du sollst nicht stehlen, A soll dem B eine gewisse Summe zahlen“ den Willen des Gesetzgebers oder Richters verkündet; aber Imperative, wie „Du sollst still sein, Du wirst jetzt arbeiten“ u. s. w., sind für den Befehlenden selbst nur Aeusserungen des eigenen Wollens, nicht des Fürwahrhaltens. Mein Wollen ist weder wahr noch falsch und wird dadurch nicht zum Urteil, dass ich es sprachlich zum Ausdruck bringe. Wenn der Fragesatz „Ist der Raum eine Anschauung a priori?“ den wahren Bewusstseinszustand des Fragenden wiedergibt und nicht eine schon gebildete Ueberzeugung absichtlich verbirgt, ist er der Ausdruck des

absoluten Zweifels, der völligen Ungewissheit, und mithin ebenfalls kein Urteil.

Da das Merkmal des Aussagens für sich allein zur Umfangsbestimmung der Urteilsfunction nicht hinreicht, so könnte man es mit der Vereinigung dieses Kriteriums mit dem des Giltigkeitsbewusstseins versuchen, wie das Aristoteles in seiner Definition des Urteils als „*λόγος ἀποφαντικός, ἐν ᾧ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει*“ (de interpret. c. 4. 17 a) gethan hat. Die Berechtigung dieser Verquickung haben wir zu prüfen.

Es fragt sich hier zunächst, ob das Bewusstsein der Giltigkeit nur vollständige Sätze begleiten kann, sodass die eigentliche Funktion des Urteilstvollzuges in der Kopula, der prädikativen Aufeinanderbeziehung zweier sprachlich fixierten Inhalte, ruhte. Da der Satz eine bloße Aufeinanderfolge von Worten, und die Prädikation etwas rein sprachlich-akustisches ist, kann zwischen den Vorstellungen, welche in dem grammatischen Subjekt und Prädikat ihren Ausdruck finden, selbstverständlich kein prädikatives Verhältnis obwalten. Die grammatische Kopula dient nur, die Zusammengehörigkeit des Subjekts und Prädikats zu einem Satze bezw. Urteil zu bezeichnen. In welchem Sinne aber das Prädikat dem Subjekte zukommt, verrät sie nicht. Ebendeshalb ist sie entbehrlich und z. B. durch die einfache Nebeneinanderstellung zweier Wörter ersetzbar. Auch aus der Erklärung, dass in jedem Urteil etwas von etwas ausgesagt werde, folgt, genau genommen, lediglich, dass das, was ausgesagt wird, d. h. das Prädikat, einen lautlichen Ausdruck erhalten muss. Dasjenige dagegen, wovon ausgesagt wird, d. h. das Subjekt, bedürfte hiernach des bezeichnenden Wortes nicht. Wenn alles, was eine Erkenntnis oder einen Irrtum enthalten kann, in die Klasse der Urteile gehört, so haben wir in der That kein Recht, benennende Ausrufe: wie Feuer! das Meer! Land! davon auszuschliessen. Von einer grammatischen Kopula und folglich von einem logischen Element des Urteils, welches nur mit ihrer Hilfe

in das Bewusstsein treten könnte, ist in solchen Fällen keine Spur vorhanden.

Noch bleibt die Möglichkeit übrig, dass der Vollzug des Urteilsaktes an die sprachliche Fixierung wenigstens eines der materialen Bestandteile geknüpft sei.

Sigwart führt (Logik I 2. Auflage § 8 S. 60 ff.) aus, dass die Wörter, vermöge ihrer eigentümlichen Funktion, den innerlich gegenwärtigen Gehalt des Vorgestellten abgesehen von den Bedingungen seiner Einzelexistenz zu bezeichnen, der für die Vollendung des Urteils unentbehrliche Ausdruck der Prädikatsvorstellung seien, während der Subjektvorstellung, wo sie nicht selbst ein allgemein Vorgestelltes sei, der sprachliche Ausdruck fehlen könne. Er bekämpft (S. 61 Anmerkung) die Annahme Pauls, dass es auch Sätze gebe, in denen sowohl für den Sprechenden als den Hörenden, das Ausgesprochene Subjekt, die Situation Prädikat sei. Der Ausruf „Das Kind“, den jemand thut, wenn er ein Kind in Gefahr kommen sieht, soll nicht das Subjekt eines sprachlich unvollständigen Urteils „das Kind ist in Gefahr“, sondern das Objekt eines an die beaufsichtigende Person gerichteten Imperativs sein: „Achte auf das Kind“! Mit dem blossen Ausruf „Das Kind“ könne ich niemandem etwas Anderes als Gegenstand meines und seines Glaubens und Fürwahrhaltens mitteilen, als dass das von mir Gesehene oder Gemeinte das Kind sei; dann aber sei das Wort Prädikat. — Es kann offenbar nicht von der Anwesenheit einer dritten Person abhängen, ob dem Ausruf Urteilscharakter beizumessen ist oder nicht. Ist aber kein Augenzeuge des Vorgangs zugegen, so könnten die Worte „das Kind“ weder das Objekt eines Imperativs noch ein blosses Mittel sein, die Aufmerksamkeit anderer auf das gefährdete Kind hinzulenken. Der wirkliche Sachverhalt ist wohl dieser: Der Beobachter hat zunächst die Wahrnehmung des vielleicht spielenden Kindes. Darauf sieht er es in die bedenkliche Lage geraten. Nicht, dass das Gesehene ein Kind ist, sondern eben die Situation desselben erregt sein Interesse. Die Stärke des Eindrucks, die Energie, mit

welcher er sich der Seele des Zuschauers bemächtigt, erklärt hier, wie sonst vielfach, dass sich der Wahrnehmungsinhalt in Worte umzusetzen strebt; aber das Urteil bleibt sprachlich unvollendet, weil sein Prädikat durch die Anschauung in deutlicherer Weise bewusst ist, als es durch das Aussprechen der bezeichnenden Worte jemals möglich wäre. Allerdings schliesst das Ausrufen des Subjekts die Benennung des Kindes als solchen ein. Aber es soll doch mehr damit gesagt werden, als dass das wahrgenommene Wesen ein Kind ist. Dass der Ausruf: „Das Kind!“ Nominativ nicht Accusativ ist, wie es der Imperativ verlangen würde, zeigt sich darin, dass wir ihn durch die Worte: „Der Knabe!“ nicht „Den Knaben!“ ersetzen können. Wo wir nur das Objekt eines Urteils oder Imperativs aussprechen, gebrauchen wir unbedenklich den betreffenden Kasus: „Ihren Schirm!“, „Egmont, Deinen Degen!“, „mir auch!“ — Wenn ich mich verbrennend ausrufe: „Mein Finger!“ und der Zweck der Worte in die Mitteilung an eine anwesende Person gesetzt wird, so wäre auch hier eine imperative Deutung unmöglich. Ich kann dem Anwesenden nur mitteilen wollen, dass mein Finger mit der Flamme in schmerzhaft Berührung gekommen ist. Also wiederum ist der Ausruf das Subjekt eines unvollständig ausgesprochenen, innerlich aber vollständigen Urteils, dessen Prädikat auch für den Hörenden nicht zweifelhaft sein kann, sobald ihm das Gesamtbild gegeben ist.

Das einfachste und elementarste Urteilen besteht nach Sigwart (a. a. O. §. 9. S. 63 ff.) in dem Benennen einzelner Gegenstände der Anschauung. „Der innere Vorgang, der einem Satze wie „„Das ist Sokrates — dies ist Schnee — dies ist Blut““, oder den sprachlich abgekürzten Rufen: „„Feuer““, der „„Storch““ u. s. w. entspricht, wo sie als Ausdruck unmittelbaren Erkennens auftreten, ist einfach zu deuten. Der gegenwärtige Anblick erweckt eine von früher her vorhandene mit dem Worte verbundene Vorstellung, und beide werden in Eins gesetzt. Das eben angeschaute ist seinem Inhalte nach Eins mit dem was ich in meiner Vor-

stellung habe, ich bin mir dieser Einheit bewusst, und dieses Bewusstsein ist es, welches ich im Satze ausspreche.“ Damit unterscheide sich das Urteil einerseits von dem Vorgange der unbewussten Verschmelzung eines neuen Bildes mit älteren Vorstellungen, wobei jedes Auseinanderhalten des Gegenwärtigen und Erinnerten fehlen würde, andererseits von der blossen unwillkürlichen Reproduktion eines früheren Bildes, das neben das neue zu stehen käme, ohne mit ihm in Eins gesetzt zu werden. S. 62 heisst es: „Es kann zwar Fälle geben, in welchen z. B. ein bestimmtes Objekt wieder erkannt wird, für welches uns das bezeichnende Wort fehlt, und darum der innere Vorgang nicht ausgesprochen werden kann; aber wir betrachten eben darum denselben als mangelhaft, als eine unreife Geburt, und als vollendetes Urteil nur das, in welchem das Prädikat mit der Wortbezeichnung erscheint.“ Die letzte Bemerkung trifft für die Benennungsurteile ohne Zweifel zu, sofern jede Benennung natürlich das Bewusstwerden eines Namens voraussetzt. Das blosses Wiedererkennen der benannten Anschauung jedoch, welches im Benennungsurteile als dessen Hauptinhalt mit zum Ausdruck gelangt und an und für sich nach dem Zeugnis der alltäglichsten Erfahrungen gewöhnlich ohne die Dazwischenkunft irgend welcher sprachlichen Hülfen vonstatten geht, hat in den meisten Fällen gar nicht die Tendenz, sich in Worte umzusetzen. In jedem Augenblicke empfangen wir aus unserer Umgebung sinnliche Reize und erkennen sie, ohne die fehlenden Lautbezeichnungen zu vermissen. Der Mangel wird uns erst dann fühlbar, wenn wir über einen so aufgefassten Gegenstand in Sätzen nachzudenken oder zu sprechen anfangen und plötzlich stecken bleiben, weil uns sein Name nicht einfallen will. Die gegebene Anschauung reproduciert eine von früher her vorhandene Vorstellung, und diese das Wort, mit welchem sie als ihrem blossen Zeichen associiert ist. Unterbleibt die Erinnerung des Namens, so ist damit die Möglichkeit der Einsetzung noch nicht aufgehoben. Hätten wir ein Recht, auch die wortlosen Akte des Wiedererkennens

als Urteile anzusehen, so wäre die Unabhängigkeit des Urteils von der Sprache erwiesen. Allein hiergegen würde sich von Sigwarts Standpunkt aus der Einwand richten, dass die sprachliche Bezeichnung des Prädikats eben erforderlich sei, um das reproducierte Bild mit dem Wahrgenommenen auseinanderzuhalten und die Verschmelzung beider zu einem einheitlichen Bewusstseinsinhalte zu verhindern, der eine bloße Vorstellung und kein Urteil wäre. Darin liegt in der That der Grund, dessentwegen wir nicht jede Wahrnehmung als Urteil anzuerkennen pflegen. Einige Beispiele mögen zeigen, dass das gesonderte Beachten zweier Vorstellungen, welche allerdings eine unerlässliche Bedingung des Urteilsaktes ist, dennoch häufig ohne Mitwirkung der Sprache vorkommt.

Bei Urteilen des Wiedererkennens ist diese Trennung schwierig, weil das allgemeine Prädikat in der sinnlich konkreten Subjektvorstellung meist schon genügend repräsentiert ist und darum keiner weiteren Bewusstseinsvertretung mehr bedarf. Es ist indessen möglich, einerseits dass die Prädikatsvorstellung dem äusseren Eindruck vorhergeht, andererseits dass sie ihm zwar folgt, aber erst nach gewisser Zwischenzeit. Der erstere Fall hat statt, wenn wir das Eintreten eines bereits erwarteten Ereignisses gewahr werden, des Donners nach dem Blitze, des angekündigten Reizes bei einem Reaktionsversuche, oder wenn wir einen vermissten Gegenstand oder einen gesuchten Bekannten, den wir im Gedränge verloren haben, wiederfinden u. s. w. Hier wird die Prädikatsvorstellung nicht erst durch die Anschauung reproduciert; sie ist schon in Bereitschaft gesetzt, ehe die Wahrnehmung erfolgt, und wird dann mit derselben in Eins gesetzt. In den Fällen der zweiten Art wird zwar die Prädikatsvorstellung erst durch die Anschauung wachgerufen; aber sei es, dass die letztere nur unbestimmt und lückenhaft gegeben ist und darum Zweifel an ihrer inhaltlichen Uebereinstimmung mit dem reproduzierten Bilde erweckt, sei es, dass ihre Association mit anderen Vorstellungen eine sehr lockere ist: die Einssetzung vollzieht sich so langsam, dass beide Elemente auch ohne Zuthun eines be-

nennenden Wortes auseinandergehalten werden. Jemand hört z. B. eine Person sich seinem Zimmer nähern, die er vielleicht am Gange oder an der Stimme zu erkennen glaubt. Er befindet sich in einem Zustande des Zweifels, welchem er in Form einer Frage oder eines problematischen Urteils Ausdruck verleihen könnte. Indem die Person nun eintritt, setzt er ihr auftauchendes Bild und die reproducierte Vorstellung mit Gewissheit in Eins, ohne dass er dabei eines Wortes bedürfte. Man erkennt ein wahrgenommenes Objekt erst in gewisser Nähe mit Sicherheit, kann aber schon bei grösserer Entfernung auf eine richtige oder falsche Vermutung kommen. Aehnlich ist es, wenn wir ein Geräusch zunächst für entfernten Donner halten und nachher als das Rollen eines Wagens erkennen, oder wenn ich bei meinem Namen gerufen zu werden glaube und dann an der Schwäche des Klanges oder vielleicht, weil er sich nicht wiederholt, merke, dass ich mich getäuscht habe. Man könnte hierin einen Schluss erblicken; allein jeder Schluss ist eine Kombination von Urteilen. Beim Anblick der Photographie einer Person kann jemand das Bewusstsein haben, dass er das Original des Bildes kennt; aber er ist ausser Stande, dasselbe in irgend einen bestimmten inneren Zusammenhang mit seinen Erinnerungen zu setzen und scheint seinen psychologischen Ort nicht auffinden zu können. Plötzlich wird die fast vernichtete Spur der Association wieder belebt; das verblasste Urteil tritt mit seinen ursprünglichen Eigentümlichkeiten, vielleicht mit der früheren Situation über die Schwelle des Bewusstseins, und das Netz der Beziehungen zu anderen Vorstellungen ist wieder hergestellt. Der Name der Person braucht dabei nicht reproduciert zu werden, noch jemals mir bekannt gewesen zu sein. — Man könnte einwerfen, dass die Erinnerungsvorstellungen nicht wirklich reproduciert, sondern nur unbewusst erregt seien; allein auch durch das Wort, und durch dieses erst recht, werden ja die Vorstellungen nicht ihrem anschaulichen Gehalte nach wiedererweckt; die Reproduktion des Namens, der doch mit seiner Bedeutung nicht identisch ist, verleitet

uns vielmehr gerade dazu, die sinnlichen Elemente der Vorstellungen nicht zu erneuern.

Die Eigenschafts- und Tätigkeitsurteile (Sigwart a. a. O. § 10) enthalten ausser der subsumtiven Einssetzung des Benennungsurteils noch eine zweite Synthese, welche in der Subjektvorstellung selbst die Einheit des Dinges mit seiner Eigenschaft oder Tätigkeit setzt. Nur die erstere von beiden tritt nach Sigwart als selbständige und einzige Synthese eines Urteils auf; die letztere vollzieht sich immer nur in Verbindung mit Benennungen. Deshalb sind auch die Eigenschafts- und Tätigkeitsurteile an den Satz gebunden. Entsprechendes gilt von den Relationsurteilen (§ 12). Aber gerade bei den Urteilen dieser Gruppen lassen sich die verbundenen Vorstellungen leichter ohne Inanspruchnahme von Wörtern mit Bewusstsein auseinanderhalten als beim Akte des Wiedererkennens. Denn bei ihnen können beide materialen Bestandteile schon in der zu Grunde liegenden Anschauung selbst gesondert vorhanden sein, während das Prädikat des Benennungsurteils ein rein innerlicher Vorstellungsgehalt als solcher oder ein allgemeiner Begriff ist. Ein Eigenschaftsurteil fällen wir z. B., indem wir eine gegebene Gesamtanschauung als Baum erkennen und dann auf einzelne Eigentümlichkeiten des Exemplars, die für die Subsumtion unwesentlich waren, auf die Beschaffenheit des Stammes, der Blätter u. s. w. als Eigenschaften der Pflanze unser Augenmerk lenken, oder indem wir einen zunächst nur gesehenen Körper in die Hand nehmen und uns seines Gewichts, seiner Härte oder der Temperatur seiner Oberfläche bewusst werden. Ein Tätigkeitsurteil vollzieht jeder, der einen andern beobachtet, die Bewegungen desselben wahrnimmt, von dem Individuum selbst unterscheidet und als dessen Tätigkeiten auffasst. Das Kind, welches von zwei Stücken Kuchen das grössere ergreift, der Schütze, welcher auf ein Objekt zielt und es in die Schusslinie gerückt zu haben glaubt, der Kaufmann, der das Gleichgewicht der Wagschalen herstellt, die Versuchsperson, die sich den Intensitäts- oder

Qualitätsunterschied zweier Empfindungen zu Bewusstsein bringt oder aus dem anfangs ungeschiedenen Gesamteindrucke einer Tastwahrnehmung die Reize zweier getrennten Zirkelspitzen aussondern, den scheinbar einfachen Klang als aus Partialtönen zusammengesetzt erkennen lernt: sie alle fällen Relationsurteile, deren Subjekte und Prädikate als getrennte Ganze nebst ihren Beziehungen in der Form sinnlicher Anschauung ohne Zuziehung sprachlicher Hilfsmittel gegenwärtig sind. Geübtere Schachspieler können längere Gedankenreihen wortlos ausführen, weil sämtliche Elemente der beteiligten Thätigkeits- und Relationsurteile in der Anschauung der Figren, des Brettes und seiner Felder vereinigt sind.

Nur wenn unser Urteilen mit abstrakten Begriffen operiert, ist seine Gebundenheit an die Sprache eine selbstverständliche Sache. Das Wort tritt da als ein Notbehelf von allerhöchstem Werte ein (ganz abgesehen von seiner Bedeutung für die Mitteilung), wo eine sinnliche Repräsentation des Gedachten mühselig oder gar unmöglich ist. Wo also das Urteil zu seiner Verwirklichung faktisch des Wortes bedarf, liegt das nicht an dem Wesen der Funktion, sondern an der begrifflichen Natur des Materials, woran sie sich bethätigt.

§. 7.

Das Achten auf eine Beziehung zwischen zwei Bewusstseinsinhalten als Bedingung für das Zustandekommen des Urteils.

Wir versuchen nunmehr das Wesen des Urteils insoweit festzustellen, als es die Ergebnisse unserer bisherigen Betrachtungen gestatten. Indem wir unter dem Urteil jeden Akt verstehen, bei welchem wir Vorgestelltes so im Bewusstsein haben, dass wir es zugleich hinsichtlich seiner Wahrheit oder Falschheit begutachten, zerlegt sich diese Aufgabe in zwei Unterfragen. Es gilt einerseits das Wahrheitsbewusstsein näher zu untersuchen, andererseits das in-

haltlich Gemeinsame derjenigen Vorstellungsvorgänge zu bestimmen, mit welchen sich ein Fürwahr- oder Fürfalschhalten verknüpft. Im vorliegenden Abschnitte wollen wir uns mit dem zweiten Punkte beschäftigen, auf welchen sich im Wesentlichen auch alle vorangegangenen kritischen Erwägungen bezogen.

Wir suchten darzuthun, dass sich das Urteil nicht auf die Form einer vollständigen oder unvollständigen Prädikation beschränke, dass es nicht durchweg Begriffe, sondern ebensowohl, und namentlich in den ursprünglicheren und einfacheren Fällen seines Auftretens, anschauliche Inhalte zum Material habe. Aber selbst da, wo wir uns notgedrungen der sprachlichen Einkleidung bedienen, trifft doch das Geltungsbewusstsein nicht den Satz, sondern den darin niedergelegten Gedanken. Auch diejenigen Theorien, welche das Urteil seinem Ursprunge nach auf ein Verbinden oder Zerlegen von Vorstellungen zurückführen wollen, erweisen sich als unhaltbar, weil dasselbe bald auf der einen, bald auf der anderen Verfahrungsweise beruht. Wollten wir es jedoch, diese Einseitigkeit vermeidend, als ein Verbinden oder Trennen definieren, so müssten wir doch voraussetzen, dass beide Thätigkeiten in etwas übereinstimmen, was sie von anderen Denkhandlungen unterscheidet und trotz ihrer Gegensatzlichkeit unter den nämlichen Begriff zu subsumieren nötigte. Die eigentümliche, in allen Fällen gleiche Leistung der Urteilsfunktion wäre erst mit der Ermittlung dieses Gemeinsamen definitorisch bestimmt. Dasselbe besteht aber nicht, wie andere Auffassungen lehren, in der Herstellung irgend eines einzelnen logischen Begriffsverhältnisses, sei es der Subordination oder der Identität; denn jedes logische oder metaphysische Verhältnis kann für die Verknüpfung eines Subjekts mit seinem Prädikate das Muster liefern.

Es wäre an sich keine denkunmögliche Annahme, dass alle Eindrücke, welche wir empfangen, neben einander in unserem Bewusstsein existierten, ohne dass wir sie auch nur unterschieden oder sonst irgendwie in Zusammenhang brächten. Dann gebe es keine Urteilsfunktion. Diese be-

ruht also nicht auf den psychophysischen Gesetzen, nach welchen in Folge der Einwirkung materieller Reize überhaupt Bewusstseinserscheinungen in uns entstehen, sondern auf den inneren Gesetzen unserer geistigen Natur, nach welchen sich die Beziehungen der mannigfaltigen Gemütszustände regeln. Sie besteht nicht in einem passiven Hinnehmen dessen, was überhaupt in dem Blickfelde unseres Bewusstseins auftaucht, sondern in einer aktiven Verarbeitung des Aufgenommenen. Der Inbegriff der dem letzteren Zwecke dienenden intellektuellen Handlungen des Unterscheidens, Vergleichens, Verbindens, Trennens, der sog. beziehenden Denkhätigkeiten, bildet die Grundlage des Urteilens.

Im Satze, dem sprachlichen Ausdruck des Urteilsvorgangs, pflegen wir denjenigen Inhalt, welcher unserem beziehenden Denken zum Ausgangspunkte dient, als das Subjekt voranzustellen und ihm im Prädikat den zweiten hinzuzufügen. Die Beziehung zwischen den beiden verbundenen Vorstellungen ergibt sich entweder aus der kategorialen Beschaffenheit derselben von selbst, oder sie wird als Bestandteil des grammatischen Prädikats besonders zum Ausdruck gebracht. Wenn ich in einem bejahenden Urteil die Vorstellungen „Hut“ und „schwarz“ vereinige, so kann der Sinn der Synthese nicht zweifelhaft sein. Ich brauche nicht umständlich zu behaupten, dass dem Dinge „Hut“ das „schwarz sein“ als Eigenschaft zukommt, sondern kann mich ohne Gefahr eines Missverständnisses mit der kürzeren Form „der Hut ist schwarz“ begnügen. Beim Subsumtionsurteil deutet der (im Singular) dem Prädikat hinzugefügte unbestimmte Artikel das Verhältnis der beiden materialen Bestandteile mit ausreichender Klarheit an. Handelt es sich um die Verknüpfung zweier Objektsvorstellungen, so bedarf es einer ausdrücklichen Erwähnung ihrer Beziehung: A ist neben B, später als B, A ist der Freund, der Vater von B u. s. w.

Die allbekannte Auffassung des Urteils als das Bewusstwerden einer (nach den Gesetzen unserer psychischen

Organisation geknüpften) Beziehung zwischen zwei Vorstellungen, oder wie man sich sonst ausdrücken will, würde nun zwar das Urteil von dem Vorstellen eines einfachen, nicht weiter zerlegbaren, keineswegs aber von dem Vorstellen eines zusammengesetzten Inhaltes unterscheiden. Damit dass ich ein Buch als auf dem Tische liegend vorstelle, würde ich ein Urteil fällen; und doch ist das vereinigte Bild beider Gegenstände wiederum eine Vorstellung. Ja die blossе Wahrnehmung einer farbigen Fläche trüge schon den Charakter des Urteils, sofern die einzelnen Farbpunkte dem Bewusstsein in der räumlichen Beziehung des Nebeneinander gegenwärtig sind. Ohne Zweifel ist das Urteilen wirklich nichts weiter, als eine besondere Art des zusammengesetzten Vorstellens. Aber es muss eine Eigentümlichkeit besitzen, durch welche es befähigt wird, eine Kritik seiner Gültigkeit zu erfahren. Nach dem üblichen Sprachgebrauch bezeichnen die Worte: Dieser runde Tisch, eine Vorstellung, die Worte: Dieser Tisch ist rund, ein Urteil. Der ausgedrückte Wahrnehmungsinhalt ist in beiden Fällen offenbar ganz derselbe. Auch in der Vorstellung dieses runden Tisches sind zwei getrennte Inhalte gemäss dem Inhärenzverhältnis mit einander verbunden. Da mithin der Unterschied zwischen Vorstellung und Urteil ebenso wenig auf der Verschiedenheit des Materials beruht, wie auf einer Verschiedenheit der ja ganz entbehrlichen sprachlichen Einkleidung, so kann er nur darin liegen, dass der gleiche Inhalt beide Male in etwas anderer Weise vorgestellt wird.

Die Wahrnehmung des Tisches birgt Stoff zu mehr als einem Urteile in sich. Wenn mir nun thatsächlich nur das eine ins Bewusstsein kommt, dass der Tisch rund ist, so muss ich eben meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben, dass der Tisch gerade diese Eigenschaft des Rundseins besitzt. Dass er auch braun ist, drei Füsse hat u. s. w., ist in der Wahrnehmung ebenfalls gegeben; aber ich finde keine Veranlassung, diesen Eigenschaften Beachtung zu schenken. In dem Satze: Dieser Tisch ist rund, spreche

ich eine Beziehung zwischen zwei durch Aufmerksamkeit auseinandergehaltenen Inhalten aus; in der Vorstellung dieses runden Tisches fasse ich beide als ein Ganzes zusammen und erwarte, dass dasselbe in der Form eines Subjekts als ein Beziehungspunkt durch die Hinzufügung des Prädikats zu einem neuen Ganzen als zweitem Beziehungspunkt in Relation gesetzt werde. Damit dass zwei Vorstellungen faktisch in meinem Bewusstsein aufeinanderfolgen, oder dass ich an dem Tische zugleich die braune Farbe wahrnehme, vollziehe ich noch kein Urteil. An den Vorstellungen interessiert mich vielleicht der inhaltliche Zusammenhang, ihre Ähnlichkeit oder dergl., an dem Tische die Form seiner Platte. Erst indem ich dem so nebenher Wahrgenommenen meine Aufmerksamkeit zuwende, erkenne ich die Beziehung, welche durch vielleicht unbewusste Geistesthätigkeit erzeugt sein mag, mit Bewusstsein. An einem Bekannten, den wir treffen, fällt uns etwas auf. Obwohl uns die befremdliche Veränderung durch die Wahrnehmung, d. h. also als Vorstellung ins Bewusstsein gelangt sein muss, vermögen wir uns doch erst dann Rechenschaft darüber zu geben, wenn der ungewohnte Inhalt unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dann unterscheiden wir in dem gegenwärtigen Gesamtbilde die neue Eigentümlichkeit von dem Komplex der übrigen äusseren Merkmale und Züge des Freundes mit dem Bewusstsein, dass beide bisher nicht vereinigt waren. Eine Vorstellung wird nicht stets dadurch zum Urteil, dass zwischen ihren Bestandteilen eine neue Beziehung gestiftet wird, sondern häufig dadurch, dass eine schon bestehende Beziehung in den Vordergrund tritt, und so die vorherige Einheit der Beziehungspunkte gestört wird. Umgekehrt wird das Urteil nicht dadurch zur Vorstellung, dass die Beziehung zwischen seinem Subjekt und Prädikat zu bestehen aufhört, sondern dadurch, dass dieselbe relativ zurückgedrängt wird durch das Bewusstsein, dass die beiden Beziehungspunkte kraft des Bandes ihrer Relation eine Einheit bilden, welche mit anderen Einheiten weitere Beziehungen eingehen kann. Nur wenn von einer bestimmten

Beziehung selbst etwas ausgesagt werden soll, und eine ausdrückliche Erwähnung der Beziehungspunkte dabei erforderlich ist, pflegt ein vollständiges Urteil als Subjekt einer Behauptung vorzukommen, z. B.: das Urteil „S ist P“ ist falsch, steht im Widerspruch mit anderen Urteilen u. s. f.

Jedes Urteil setzt also das Achten auf eine Beziehung zwischen zwei Vorstellungen voraus, es hat diese Beziehung zum Inhalte, und alle Urteile sind insofern Relationsurteile. Die Enge der Aufmerksamkeit macht es begreiflich, dass wir gleichzeitig nicht mehr als ein Urteil vollziehen können, während das Blickfeld des Bewusstseins für zahlreiche Vorstellungen zugleich Raum bietet. Da die kleine Gruppe derselben, welche jedesmal bei der Urteilsbildung beteiligt ist, die meiste seelische Energie besitzt, ist sie natürlich in erster Linie imstande, auch die Reproduktion der Wortbezeichnungen zu bewirken. Daher ist es ganz erklärlich, wenn die herkömmliche Logik nur diejenigen Erkenntnisakte als Urteile gelten lässt, welche sich in einem Aussagesatze äussern.

Erst das hinzutretende Moment der Aufmerksamkeit, welches das Zusammensein zweier Inhalte als der Bestandteile einer zusammengesetzten Vorstellung in das Bewusstsein einer Beziehung zwischen zwei auseinandergehaltenen Vorstellungen verwandelt, bringt den Erkenntnisstoff in eine solche Form, dass er sich mit dem Bewusstsein der Wahrheit oder Falschheit verknüpfen kann. Nun aber stösst man sich gewöhnlich nicht an der Ausdrucksweise, dass jemand z. B. von einem schwarzhaarigen Menschen eine falsche Vorstellung habe, wenn er sich ihn blond denkt. Also wäre auch die blosse Vorstellung der Gültigkeitsprädikate fähig. Um eine blosse Vorstellung handelt es sich in der That, solange dem Irrenden das Bild der Person, von welcher er mancherlei Anderes erzählen mag, einfach vorschwebt, solange es ihm weder in den Sinn kommt, an der Treue der Vorstellung zu zweifeln, noch sie ausdrücklich zu behaupten. Sobald er aber zu dem einen oder anderen Anlass hat, tritt eben die Beziehung der Haarfarbe

zu dem Ganzen der Persönlichkeit als solche klar ins Bewusstsein und hört auf, wie bis dahin, ein untergeordnetes Moment zu bilden. Dann trifft somit das Prädikat der Falschheit nicht ein einheitliches Vorstellungsganzes, sondern eine Beziehung zwischen zwei gesonderten Vorstellungsinhalten.

§ 8.

Das Urteil als die mit dem Bewusstsein der objektiven Notwendigkeit verbundene Aufeinanderbeziehung zweier durch Aufmerksamkeit gesonderten Vorstellungen.

Unsere Untersuchungen erstreckten sich der Absicht nach auf die Beschaffenheit des Urteilsinhaltes. Wir fanden denselben in einer Beziehung zweier durch Aufmerksamkeit auseinandergehaltenen Vorstellungen. Aber damit ist das Wesen des Urteils noch nicht erschöpft. Ich vollziehe kein Urteil, wenn ich Vorstellungen willkürlich verbinde und etwa auf ihre räumlichen Beziehungen achte, um zu sehen, welchen ästhetischen Eindruck ich daraus gewinne. Das Achten auf eine Vorstellungsbeziehung ist wohl eine Bedingung für das Zustandekommen des Urteils; aber es schliesst noch nicht das Bewusstsein der Zugehörigkeit einer Prädikats- zur Subjektvorstellung, d. h. dasjenige ein, was die Beziehung erst wirklich zum Träger der Prädikate wahr oder falsch, also zum Urteile macht. Die zweite noch zu erledigende Hauptfrage der Urteilslehre betrifft daher das Wesen des Fürwahr- und Fürfalschhaltens. Wir wollen derselben hier wenigstens anhangsweise insoweit näher treten, als es zur Aufstellung einer Definition des Urteils erforderlich scheint.

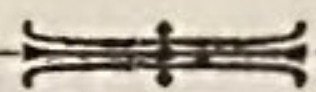
Jedes Urteil setzt ein Streben nach Erkenntnis voraus. Dieses Streben ist nicht auf die willkürlichen Gebilde unserer freien Phantasiethätigkeit gerichtet, sondern auf Thatbestände, die sich uns aufdrängen und dem Einflusse unserer Laune entzogen sind. Der Willkür steht ein Zwang, eine

Notwendigkeit gegenüber. Wenn wir einem Subjekt S ein Prädikat P zu-, ein anderes Q absprechen, so haben wir das Bewusstsein, dass es ausserhalb unseres Beliebens liegt, die Verbindung oder Trennung der Vorstellungen zu vollziehen oder nicht zu vollziehen, dass es vielmehr notwendig ist, so und nicht anders zu urteilen. Vom Standpunkte der Psychologie aus muss all unser Vorstellen, mag es die objektive Wirklichkeit betreffen oder der Welt der Einbildungen angehören, als notwendig, d. h. gemäss den Gesetzen des seelischen Lebens erfolgend angesehen werden. Die logische Notwendigkeit, um die es sich uns hier handelt, ist anderer Art. Ihr Sinn ändert sich mit den Gegenständen, mit welchen es unser Urteilen zu thun hat. Um dies zu verdeutlichen, erinnern wir an David Humes (*Enquiry conc. hum. understanding*, sekt. IV) Sonderung der Erkenntnisobjekte in Relationen von Ideen und Thatsachen und seine entsprechende Unterscheidung analytischer und synthetischer Urteile. Diese Unterscheidung machen wir uns zu eigen, nur dass wir die von Hume gewählten Namen „analytisch“ und „synthetisch“ wegen ihrer abweichenden Bedeutung bei Kant mit den Ausdrücken „formal“ und „material“ vertauschen wollen. Die materialen Urteile beziehen sich auf das Wirkliche als solches; die formalen betreffen die notwendige Ordnung der Bewusstseinsinhalte überhaupt, ohne deren objektive Wirklichkeit vorauszusetzen. Formal sind die mathematischen Urteile, sowie diejenigen über die allgemeinen Eigenschaften unserer Vorstellungsinhalte und alle auf Vergleichung oder Messung beruhenden Erkenntnisse. Ihnen verleiht die Unabhängigkeit von irgend einem Dasein in der Welt den höchsten Grad der Gewissheit. Die Evidenz des mathematischen Satzes, dass die Summe zweier Dreiecksseiten grösser ist als die dritte, gründet sich auf die Unmöglichkeit, eine Vorstellung, wie sie das kontradiktorische Gegenteil fordern würde, in der Anschauung zu vollziehen. Die Notwendigkeit des formalen Urteils ist eine Vorstellungsnotwendigkeit. Das Gegenteil des materialen Urteils, dass alle Menschen sterblich sind, oder dass die

Sonne morgen aufgehen wird, bleibt hingegen immer vorstellbar. Die Notwendigkeit besteht hier in dem Zwang der Erfahrung.

In beiden Fällen ihres Vorkommens ist es der logischen Notwendigkeit eigentümlich, dass sie durch die Beschaffenheit der Erkenntnisobjekte bedingt ist. Darum dürfen wir sie als objektive Notwendigkeit bezeichnen. Das objektiv notwendige Urteil ist wahr, sofern es keiner Wiederaufhebung fähig ist. Nun können wir nicht von jedem Urteil, zu welchem uns unsere Denkhätigkeit führt, behaupten, dass es wahr oder objektiv notwendig sei, wohl aber verlangen wir von ihm, dass es als Erkenntnisakt wenigstens im Augenblicke des Vollzuges mit der Ueberzeugung von seiner Richtigkeit, mit dem Bewusstsein der Wahrheit, dass ein rechtmässiges oder ein irriges sein kann, verknüpft sei.

Indem wir die gefundenen näheren Bestimmungen über den Inhalt des Urteils und das sich daran heftende Wahrheitsbewusstsein vereinigen, gelangen wir zu folgender Definition: Das Urteil ist die mit dem Bewusstsein der objektiven Notwendigkeit verbundene Aufeinanderbeziehung zweier durch Aufmerksamkeit gesonderten Vorstellungen.



Lebenslauf.

Ich, Eugen Eberhard, Sohn des Geh. Justiz- und Oberlandesgerichtsrats Richard Eberhard in Breslau, bin geboren den 27. Januar 1864 in Pless O/S., besuchte das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau und erhielt Ostern 1885 das Zeugnis der Reife. Seitdem habe ich mit Ausnahme des Sommersemesters 1887, während dessen ich bei der philosophischen Fakultät in Göttingen inscribiert war, hier in Breslau insbesondere Philosophie studiert und am 9. November 1892 das Examen rigorosum bestanden. Ich hörte die Vorlesungen folgender Herren Professoren: Baeumker, J. Baumann, Dahn, Elster, B. Erdmann, Freudenthal, Gscheidlen, Junkmann, Lipps, von Miaskowski, G. E. Müller, Partsch, Peipers, D. Schäfer.

Ihnen allen spreche ich für die mir zu teil gewordene wissenschaftliche Förderung und ihr persönliches Entgegenkommen an dieser Stelle den herzlichsten Dank aus.

Thesen.

1. Soweit die Psychologie das Wesen und die Gesetze der psychischen Erscheinungen als solcher untersucht, bildet sie die Grundlage aller übrigen Zweige der Philosophie; soweit sie jedoch zur Erklärung der geistigen Vorgänge irgendwelche Annahmen über das ausserhalb des Bewusstseins Seiende (Transcendente) benutzt, ist sie selbst von der Erkenntnistheorie abhängig.
2. Das negative Urteil ist das Bewusstsein der objektiven Unzulässigkeit einer bestimmten Art der Aufeinanderbeziehung zweier Vorstellungsinhalte.
3. Das Gefühl der Komik entspringt aus der Befriedigung der Erwartung eines Bedeutungsvollen durch relativ Bedeutungsloses.
4. Das Wohlgefallen an Formen beruht in der Hauptsache auf Anthropomorphismus.
5. Die Ansicht, dass Kants oberstes Moralprincip auf eine egoistische Begründung des sittlichen Verhaltens hinauslaufe, beruht auf einer naheliegenden Missdeutung seiner Beweisführung.
6. Hume hat die Konsequenzen seiner Kausalitätstheorie insofern nicht vollständig gezogen, als er die kausale Verknüpfung neben der Aehnlichkeit und der räumlich-zeitlichen Berührung als gleich ursprüngliche Form der Ideenassociation aufstellt.
7. Die Entstehung der staatlichen Ordnung ist weder auf einen (ausdrücklichen oder stillschweigenden) Vertrag, noch allein auf die gesellige Natur des Menschen, sondern wesentlich auf wirtschaftliche Interessen zurückzuführen.



Thompson

1. The first of the Thompsons who came to the United States was John Thompson, who arrived in 1840. He was a Quaker and a member of the American Quaker Society. He was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

2. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

3. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

4. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

5. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

6. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

7. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

8. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

9. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

10. John Thompson was a successful businessman and a prominent member of the community. He was also a member of the American Quaker Society and a member of the American Quaker Society.

